ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Die Nightline ist heute gefragter denn je.
Wir haben angerufen – auf **Seite 6**

Juli 2014 – Nr. 151 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNVERSEHRT www.ruprecht.de

Eins, zwei, Polizei

Von Paul Eckartz

Unlängst flatterte mir Post der Stadt ins Haus: Verwarnung! Ich hatte mich erdreistet, im Gemeinderatswahlkampf bereits eineinhalb Stunden vor Beginn der offiziellen Frist Wahlplakate aufzuhängen und zahlte nun die Rechnung. Widerwillig bekannte ich mich auf dem beigefügten Schreiben zu meinem Vergehen, in der Hoffnung, dass damit zumindest das angedrohte Verfahren eingestellt werde. Heidelbergs oberster Freund und Helfer, die Polizei, verzeichnet einen weiteren Erfolg und die Stadt wird des Nachts künftig sicher ein wenig ruhiger schlafen. Doch weil Vorsicht besser ist als Nachsicht ergänzt man auf Heidelbergs Revieren Kontrolle durch Prävention: Nicht nur werden Radfahrer sanktioniert, die – Gott bewahre – ohne Licht fahren. Auch auf dem Unicampus wird man neuerdings über allgegenwärtige Gefahren aufgeklärt: „K.o.-Tropfen – Die Gefahr lauert im Glas!“ prangt dort von Plakaten. Mit freundlichen Grüßen, Ihre Polizei. Denn Vertrauen ist gut, aber Sie wissen schon. Ist es nicht rührend, wie besorgt die Ordnungshüter uns vor unserer Freiheit schützen? Ich für meinen Teil werde bei der nächsten Drogenkontrolle gleich um ein Paar offiziell polizeilicher Anti-Rutsch-Socken bitten. Geld für deren Anschaffung sollte sich in der städtischen Bußgeldkasse mittlerweile ja genug angesammelt haben.

INHALT



Studentische Rechtsberatung
Eine Alternative zum kostspieligen Anwalt bieten die Jurastudenten von ProBono in Asyl- und Zivilrechtsfragen **Seite 7**

15 Jahre Bologna
Ist die Umstellung auf Bachelor und Master das oft beschriene Ende für eine gute universitäre Ausbildung? **Seite 4**

Conversion
Das Heidelberger Theater versucht, die Erinnerung an diese Zeit zu bewahren **Seite 13**



Soldaten auf der Plöck

So erlebte Heidelberg den Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Ein Stück Lokalgeschichte auf Seite 10

Foto: Stadtarchiv Heidelberg

Keine Wahl

Die Oberbürgermeister-Wahl am 19. Oktober scheint entschieden

Im Jahr 2006 wurde Eckart Würzner für acht Jahre zum Oberbürgermeister von Heidelberg gewählt – und er wird es mit hoher Wahrscheinlichkeit für eine weitere Amtszeit bleiben.

Die CDU-Fraktion unterstützt den parteilosen Würzner. Von Seiten der beiden anderen großen Fraktionen im Gemeinderat, Grünen und der SPD, gibt es wohl keine Konkurrenz.

Die SPD bittet um Geduld. Nachdem drei mögliche Kandidaten abgesagt haben, suche man noch eine Alternative. Dass man dabei kein unbekanntes Gesicht präsentieren will, ist klar. Schließlich muss sich die Fraktion von den schwachen 12,8 Prozent erholen, mit denen sich ihr Kandidat Jürgen Dieter bei der vergangenen OB-Wahl begnügen musste.

Seit Derek Cofie-Nunoo, Gründer der Generation-HD und gemeinschaftlicher Kandidat von Generation-HD und Grünen, im Februar aus gesundheitlichen Gründen von seinen politischen Ämtern zurücktrat, fehlt es den Grünen schlicht an Personal. „Nach weiteren Gesprächen mit zwei potentiellen Kandidaten sind wir zu dem Schluss gekommen, dass die Zeit bis Oktober für Kandidaten, die sich in der ganzen Stadt erst noch bekannt machen müssten, zu kurz ist. Aus Respekt vor potentiellen Kandidaten und in dem Wunsch, diese nicht als Zählkandidaten zu ‚verheizen‘, haben wir deswegen auf eine Nominierung verzichtet“, so die grüne Kreisvorsitzende Monika Gonser. Das bedeute nicht, dass man deshalb Würzner unterstütze: „Wir haben bereits im Winter klar gemacht, wo wir Möglichkeiten sehen, Heidelbergs Potential als Stadt ganz anders abzuschöpfen und Heidelberg urban zu entwickeln.“

Der letzte Stichtag für eine Kandidatur ist der 22. September. Bis dahin wird sich zeigen, ob die rund 108 000 Wahlberechtigten in Heidelberg überhaupt eine Wahl haben oder nur den Amtsinhaber bestätigen dürfen. **(jas)**

Das wird man wohl noch sagen dürfen!

Studie über Antiziganismus untersucht Vorurteile in den Medien

Grillsauce nach „Zigeunerart“. Darf man das überhaupt noch sagen? Ist das antiziganistisch? Nach Ansicht des Politologen Markus End, ja. Aber was ist überhaupt „antiziganistisch“? „Antiziganismus“ ist die Bezeichnung für die rassistische Ablehnung der Volksgruppe der Sinti und Roma.

Ein neuer Forschungsbereich des Lehrstuhls für Zeitgeschichte befasst sich seit diesem Semester mit Minderheitenforschung. Den Auftakt machte End am vergangenen Dienstag mit der Vorstellung seiner neuen Studie „Antiziganismus in der deutschen Öffentlichkeit“. In seinem knapp 350 Seiten langen Bericht untersucht er an verschiedenen Beispielen die Darstellung von Sinti und Roma in den deutschen Medien. Das Ergebnis: Vorurteile über Sinti und Roma werden dort ständig produziert und verbreitet. Wie sehen diese Vorurteile aus? Roma tragen bunte Röcke und betteln auf der Straße, sie leben in vermüllten Wohnwagen und machen lieber Musik als zu arbeiten. Dabei spielt es laut End keine Rolle, um welche Medien es sich handelt, öffentlich- rechtliche und Privatsender, *FAZ* und *Bild* sind gleichermaßen betroffen. Diskriminierung, macht er klar, funktioniert nicht nur über negative, sondern auch über positive Beispiele: „Sieht man in den Medien arbeitende Roma, wird es so dargestellt, als sei das etwas Außergewöhnliches. Das ist ebenso diskriminierend wie die Aussage, alle Roma seien arbeitslos.“

Ends Studie, die vom Zentralrat Deutscher Sinti und Roma in Auftrag gegeben wurde, will nicht nur eine wissenschaftliche Veröffentlichung sein, sondern ein Aufruf an die Presse für einen verantwortungsvolleren Umgang mit Minderheiten. Er plädiert dafür, die Ethnie nur dann zu nennen, wenn sie inhaltlich relevant ist. Dieser Grundsatz werde bei den Sinti und Roma jedoch meist nicht eingehalten. **(nik, avo)**

Das Interview mit Markus End auf **Seite 12**

Im Senat nichts Neues

Der Senat ist eines der obersten Gremien der Universität Heidelberg: Laut Landeshochschulgesetz obliegen ihm unter anderem Entscheidungen zu Studium, Forschung und Lehre. 20 der 39 Mitglieder werden durch Wahl bestimmt, was unter anderem dazu dienen soll, die Stimme der Studierenden in wichtige hochschulpolitische Beschlüsse miteinzubeziehen. Doch die vier studentischen Vertreter haben kaum Stimmgewicht oder wesentliche Gestaltungsfreiräume.

Dies könnte einer der Gründe dafür sein, dass die Wahlbeteiligung an der Senatswahl in der vergangenen Woche mit sieben Prozent selbst im Vergleich zu den ohnehin niedrigen Beteiligungsraten anderer hochschulpolitischer Abstimmungen enttäuschend niedrig ausfiel. Allerdings scheint auch von Seiten der Hochschulleitung kaum Interesse an studentischer Mitwirkung zu bestehen: Die Organisation der Senatswahlwahl liegt nicht in der Verantwortung des Studierendenrats, sondern des Rektorats. Doch während dessen zentraler Mailverteiler zwar zur Werbung für Sommerfeste verwendet wird, blieb ein Wahlaufruf zur Senatswahl aus. Plakate oder Ankündigungen in den Instituten gab es kaum. Und schließlich dürfte auch die Tatsache, dass die Wahl lediglich auf einen Tag angesetzt und an nur vier Wahlstandorten durchgeführt wurde, ihr Übriges zu dem mäßigen Ergebnis beigetragen haben.

Unabhängig vom Ergebnis der Wahl bleibt für studentische Vertreter nun die Erkenntnis, dass die tatsächliche Gestaltung von Hochschulpolitik wohl eher an anderer Stelle erfolgen sollte. **(pme)**

Studium nur ohne Schleier?

Die Universität Gießen hat einer Lehramtsstudentin verboten, den Hörsaal in einer Ganzkörperverschleierung, der Burka, zu betreten. Ist der wissenschaftliche Diskurs tatsächlich durch die religiöse Verhüllung gefährdet? Es streiten ein Laizist und eine Heidelberger Studentin (mit)

PRO

Die Erörterung eines nach Behutsamkeit verlangenden Themas beginnt man am besten mit einem zünftigen Vergleich: Religiöse Verschleierung (gemeinhin ein Kopftuch, bei dem das Gesicht noch zu sehen ist) ähnelt dem Tragen eines Bikinis. Nicht nur, dass beide Moden Männerphantasien beflügeln, wenngleich auch unterschiedliche. Sie loten auch die Toleranz unserer Gesellschaft aus und liegen im Grenzbereich dessen, was die Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger im Alltag für angemessen hält. Meiner Meinung nach ist das Kopftuchtragen an staatlichen Hochschulen problematisch. Dabei unterscheide ich zwischen Dozentinnen und Studentinnen. Erstere sollten generell auf jede Form des Schleiers verzichten. Deutschland ist eine säkulare Republik, der Staat hat sich also religiös neutral zu verhalten. Das gilt insbesondere für jene, die den Staat repräsentieren und von ihm bezahlt werden. Das Kopftuch als offensives Symbol religiöser Überzeugung hat daher keinen Platz in den Büros und Übungsräumen der Universität. Auch aus einem weiteren Grund sollte für Lehrende der Schleier tabu sein: Er ist nicht nur ein religiöses, sondern auch ein politisches und gesellschaftliches Statement.



Marc Mudrak
ist Doktorand am Historischen Seminar. Er ist freier Journalist und engagiert sich in der SPD für einen liberalen Laizismus

Das Kopftuch ist nicht immer, aber doch in vielen Fällen Ausdruck einer konservativen und politisch-islamischen Wertehaltung. Das ist an sich nicht weiter schlimm, es ist sogar begrüßenswert (und viel zu selten), dass Dozenten politische Meinungen haben und diese zur Diskussion stellen. Doch die permanente Demonstration dieser Haltungen geht zu weit. Auch hier gilt das Neutralitätsgebot des Staates. Um nicht falsch verstanden zu werden: Religionsfreiheit ist ein hohes und grundgesetzlich garantiertes Gut. Frauen, die zuhause, in der Bar, im Theater oder beim Einkaufen ein Kopftuch tragen, sollen und dürfen dies selbstverständlich tun. Doch im Staatsdienst gelten besondere Ansprüche, nicht zuletzt auch in der Schule. Dort ist in Baden-Württemberg das Kopftuch seit 2004 verboten. Und was ist mit Studentinnen? Die frequentieren zwar eine Institution der säkularen Republik, doch sind sie keine Staatsangestellten. Sie nehmen ein öffentliches Angebot wahr, verkörpern es aber nicht. Deshalb haben sie prinzipiell jedes Recht, den Schleier in der Universität zu tragen. Allerdings nicht jede Form des Schleiers. Denn in unserer Gesellschaft hat sich der Konsens herausgebildet, dass die Menschen in der Öffentlichkeit weder völlig nackt noch völlig vermummt, also im Ganzkörperschleier auftauchen sollten. Noch wichtiger ist, dass kein Seminar ohne Diskussion und Interaktion auskommt. Doch wie soll die Kommunikation mit einer Frau funktionieren, die nicht zu sehen ist und künstliche Barrieren zu ihrer Umwelt aufbaut?

Deshalb befürworte ich die Gesetzgebung Frankreichs, wo das Tragen der Burka (Ganzkörperschleier mit Augengittern) und des Nikab (mit Sehschlitzen) verboten ist. Wie der Europäische Gerichtshof für Menschrechte kürzlich festgestellt hat, verstößt diese Regelung auch nicht gegen die Menschenrechte. Auch die „light"-Versionen des islamischen Schleiers sind oft ein Symbol konservativer Religionsauffassung und werden von muslimischen Frauenrechtlerinnen wie der SPD-Politikerin Lale Akgün abgelehnt. Es ist kein Zufall, dass in der laizistischen Türkei ausgerechnet der rechtsreligiöse und antidemokratische Ministerpräsident Erdogan die Aufhebung des Kopftuchverbots für Studentinnen durchgeprügelt hat. Für angehende Lehrerinnen in Baden-Württemberg führt das Kopftuch zudem in eine berufliche Sackgasse. Die gläubigen Frauen sollten also aus vielen guten Gründen genau abwägen – ähnlich wie potentielle Bikini-Trägerinnen – ob ihre Mode im Hochschulbetrieb angemessen ist. Die Frage nach dem Kopftuch ist eng verbunden mit der allgemeinen Debatte um die Trennung von Staat und Kirche. Katholische Nonnen, die an Grundschulen unterrichten, halte ich für ebenso problematisch wie Lehrerinnen im Tschador. Staatlich finanzierte Kindergärten in kirchlicher Trägerschaft, in denen homosexuelle Erzieher entlassen werden, sind ein Unding. Da gibt es auch jenseits des Kopftuchs noch viel zu tun.

CONTRA

Als ich mich mit 17 gegen den Willen der Mehrheit meiner Familie für das Kopftuch entschied, fragte ich mich, welche Reaktionen, Fragen, Kritik und welches Verständnis mir bevorstehen würden. Die eine oder andere Erfahrung diesbezüglich konnte ich bisher sammeln. Erfahren habe ich für mich, dass die Antwort auf diese Frage in grunddemokratischen Leitideen zu finden ist.

Ich bin für die Erlaubnis des Tuches, da ein moderner Staat einem nicht vorschreiben sollte, wie man sich zu kleiden hat. Solch ein Verbot begrenzt die Freiheit und raubt einem die Möglichkeit, sich nach eigenem Willen frei zu entfalten. Ein Staat, der sich auf die Menschenrechte beruft und sich als demokratisch definiert, kann und darf sich in Bezug auf die Menschenrechte nicht anmaßen, einen Unterschied in der Meinungs- und Religionsfreiheit des Menschen zu machen.



Fotos: privat

Cansu Güler
studiert Germanistik, Geschichte, Erziehungswissenschaften (LA) und engagiert sich für Lehre und Bildung türkischstämmiger Eltern

Das Sein des Menschen sollte im Vordergrund stehen – nicht der Schein, nicht sein Haarschnitt, seine Kleidung oder sein Tuch auf dem Kopf. Apropos: „sein Tuch"! Neulich nahm ich am Fußballturnier der Universität teil und fragte vorab in der Mail, ob es in Ordnung sei, mit einem Kopftuch Fußball zu spielen. „Klar ist das in Ordnung. Hab' Sie eingetragen, Herr Güler!", erreichte mich als Antwort. „Anscheinend geht mein Kollege von einem Mann aus, der zum Sonnenschutz ein Tuch auf seinen Kopf setzen möchte", dachte ich mir und musste auflachen.

Gleichzeitig stellte ich mir die Frage, wieso es „mehr in Ordnung" ist, dass ein Mann ein Kopftuch trägt als eine Frau. Ich fand keine Antwort. Aber das Fußballturnier hat uns allen sehr viel Spaß bereitet! Auch „trotz" Kopftuch.

Die Gewährleistung einer „objektiven" Weltanschauung gehört meines Erachtens nicht in die Kopftuchdebatte. Das äußere Erscheinungsbild lässt stets auf eine bestimmte Weltanschauung deuten. „Ein Dozent mit längeren, eine Dozentin mit kürzeren Haaren lassen auch Weltanschauungen vermuten – und diese Vermutungen können dann genauso falsch oder richtig sein. Neutral gibt es nicht", äußert meine Kommilitonin C. Kloß.

Meines Erachtens ist die Angst um die Neutralität bei der Kopftuchfrage deshalb keine begründete.

Es steht außer Frage, dass es bedeutsam ist, nicht gezwungen zu werden, ein Kopftuch zu tragen.

Aber wir leben in einer Gesellschaft, in der mehrheitlich davon ausgegangen wird, dass das Kopftuch mit Unterdrückung gleichzusetzen ist. Eine Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung von 2006 zeigt, dass mehr als 80% der Kopftuchträgerinnen – ich mit inbegriffen – diese Auffassung nicht im Geringsten teilen – schlicht und einfach aufgrund der Tatsache, weil dies ihre eigene, persönliche Entscheidung ist.

„Das Kopftuch passt gar nicht zu dir", heißt es manchmal, wenn meine Mitmenschen es „gut" mit mir meinen. Es setzt mich unter Druck, wenn Menschen zu wissen meinen, was zu mir passe und was nicht.

Mein Wunsch ist, dass jeder so sein kann wie er mag, wir als Menschen einer pluralistischen Gesellschaft von dieser Vielfalt schöpfen und jeden er selber sein lassen – auf seine persönliche Art und Weise.

Nicht alle Kopftuchträgerinnen sind gleich. Es gibt nicht DIE Kopftuchträgerin, so wie es auch nicht DIE SPD'lerin oder DEN CDU'ler gibt. Es gilt den Mensch als Mensch zu sehen und wirken zu lassen. „Wir haben vergessen, dem Mensch in die Augen zu schauen und reduzieren uns auf sein Aussehen", erkannte einst ein Reisender nach einem Dialog mit einer Freundin mit Kopftuch. Das Gespräch miteinander statt übereinander und ein aktives Ohr sind unabdingbar für ein gesundes und friedliches Miteinander in Deutschland – ein Deutschland, in dem das Tragen eines Kopftuches in der persönlichen Freiheit des Individuums steht und nicht von „oben" gemaßregelt wird, ob man das nun darf oder nicht.

Schließlich würde jeder Mensch es auch seltsam finden, wenn an Universitäten verboten würde, grüne T-Shirts zu tragen, oder nicht?

Drei Heidelberger Studentinnen äußern sich zur Verschleierung an Universitäten



Fotos: mit

Lara Lindenthal, 19

Geschichte, Englisch
(2. Semester, LA)

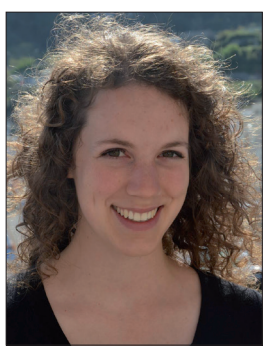
„Ich spreche mich für das Tragen von Kopftüchern an der Universität aus. Aber Burkas sehe ich kritisch, weil ich der Meinung bin, dass diese über die Religionsfreiheit hinaus geht. Verbieten kann man sie aber trotzdem nicht."



Angelika Mandzel, 21

Jura
(4. Semester)

„Das Tragen von Kopftüchern muss zugelassen sein, weil es mir persönlich nicht weh tut und ich auch so denken kann. Ich kann darum nicht nachvollziehen, weshalb ein anderer ein Stück seiner Identität aufgeben muss."



Miriam Schilling, 21

Latein, Germanistik
(4. Semester, LA)

„Ein Kopftuch- oder Burkaverbot ist keine Lösung. Wer aber eine Burka trägt, kann weniger leicht am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, und könnte es meiner Meinung nach deshalb auch im Universitätsleben schwerer haben." **(mit)**



Foto: Philipp Köhnlein

Mythos Plöck

Keine andere Heidelberger Straße ist so facettenreich, keine andere so unbeliebt. Doch ist ihr schlechter Ruf berechtigt? Eine Spurensuche

Von Michael Graupner

Irgendwann an einem Junimorgen: Als der schwarze VW von der Sofienstraße kommend in die Plöck abbiegen will, bin ich immerhin vorbereitet. Ich reduziere meine Geschwindigkeit. In der Hoffnung, dass er die mir zustehende Vorfahrt gewährt, setze ich ebenfalls zum Abbiegen an. In seinem schwarz-rot-gold umhüllten Seitenspiegel sieht mich der Fahrer jedoch nicht und schneidet mir den Weg ab – abrupt komme ich zum Stehen. Schon ist der rechte Arm draußen, der Mittelfinger gestreckt. „Pass doch mal auf, du blöder Sack“, brülle ich. Erst jetzt realisiere ich die an der roten Ampel wartenden Menschen. Einige schütteln mit dem Kopf. Andere rufen mir etwas hinterher. Ich beachte sie nicht und folge dem VW-Fahrer in die Plöck. Er hat von alldem nichts mitbekommen.

War dieser emotionale Ausbruch ein Fehlverhalten meinerseits? Sicherlich. Bin ich damit allein? Sicherlich nicht. Seit vier Jahren höre ich sie fast täglich, diese Plöck-Geschichten: „Der Fußgänger gerade auf der Plöck, unmöglich, dass der nicht nach links und rechts schauen kann.“ „Der Radfahrer gerade auf der Plöck, unmöglich, wie der vorbeigerast ist!“ Allein die Autofahrer geben ein konsensfähiges Feindbild ab. Der Tod, dem man auf der Plöck gerade nur um Haaresbreite entkam, ist ein verbreitetes Gesprächsthema, wie die verwegenen Karrierechancen nach dem Bachelor oder das schlechte Triplexessen auf dem Teller. Kürzlich sagte die stellvertretende Unikanzlerin Senni Hundt der *Rhein-Neckar-Zeitung*, dass die Plöck eine ihrer täglichen „Horrorstrecken“ sei. Dort herrsche ein „ruppiger und aggressiver Ton“. So scheint jeder eine persönliche Beziehung zu dieser Straße zu haben – und nur wenige eine gute. Doch wie viel Hass hat die Plöck überhaupt verdient?

Auf den ersten hundert Metern umhüllt der Geist des Gutmenschlichen die Straße. Karitative Einrichtungen wie der „Brot und Salz“-Laden der Diakonie oder der Manna-Treff, eine Anlaufstelle für Bedürftige, befinden sich hier. Zudem gibt es die evangelische Stadtmission, die in den Gebäuden des ehemaligen reformierten Spitals beheimatet ist. Einst gab es auch noch ein katholisches und ein lutherisches Spital in der Plöck. „Sie sind das Ergebnis einer gezielten Stadtplanung des Kurfürsten ab 1700“, erklärt Hans-Martin Mumm. Er ist ehemaliger Kulturamtsleiter der Stadt Heidelberg und Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins. Mit ihm treffe ich mich im Innenhof der 1876 erbauten evangelischen Kapelle.

„Beim Wiederaufbau der Stadt ab 1700 wurden die drei Spitäler in die Nähe des Anna-Friedhofs verlegt, bildeten also eine Art Armenghetto am Rand der Stadt“, sagt Mumm. Doch da sind wir schon etliche Jahrhunderte zu weit, denn meine brennendste Frage ist eine andere: „Plöck“ – was hat es mit diesem Namen auf sich? Die Antwort ist so einfach wie ernüchternd: Plöck bedeutet „Ackerstück“, zurückgehend auf die ursprüngliche Nutzung der die Straße umliegenden Fläche, wo im Mittelalter Dreifelderwirtschaft betrieben wurde. Der erste urkundliche Beleg der Plöck stammt aus dem 14. Jahrhundert – womöglich entstand sie aber viel früher und ist sogar älter als die Hauptstraße. Sie war ein Verbindungsweg zwischen Bergheim und einer Siedlung um die Peterskirche. Eine Besiedlung fand wohl erst ab 1392 statt, als Bauern aus Bergheim in die Plöck zwangsumgesiedelt wurden. Bis in das 20. Jahrhundert lebten sie noch hier. Selbst der prominenteste Einwohner der Plöck, Georg Friedrich Wilhelm Hegel, wohnte von 1817 bis 1818 in einem Bauernhaus.

Im Gegensatz dazu wurde die Hauptstraße im Lauf der Jahrhunderte immer vornehmer und hochrangiger, erzählt Mumm. Hier reihte sich Adelspalast an Adelspalast. Ab dem 19. Jahrhundert folgten dann die Einkaufsläden. Der Plöck blieb nur noch die Rückseite der Hauptstraße. Ihr Schattendasein verfestigte sich damit endgültig.

Dieser Kontrast besteht noch heute: Während in der Hauptstraße eine Einkaufskette an die nächste anschließt, scheint die Welt der kleinen Familienbetriebe auf der Plöck noch in Ordnung. Der bekannteste ist ohne Zweifel der Heidelberger Zuckerladen in der Plöck 52. Auch er atmet ein Stück Heidelberger Geschichte: Im 19. Jahrhundert war hier die „Russische Lesehalle“ beheimatet. Junge russische Studenten, die in Heidelberg überwiegend Naturwissenschaften studierten, trafen sich im ersten Stock und lasen verbotene Literatur. In den 70er Jahren entstand im Erdgeschoss einer der ersten Frauenbuchläden Deutschlands. Seit 29 Jahren aber betreiben hier nun Marion und Jürgen den berühmten Laden mit dem Zahnarztstuhl im Schaufenster.

Drinnen herrscht ein ebenso großes Menschenaufkommen wie vor der Tür, aber die Atmosphäre ist eine ganz andere. Streit gibt es hier allein zwischen Kindern und Eltern ob der Menge der Süßigkeiten. Ein kleiner Fluch ertönt nur, wenn man gegen Jürgen beim Würfeln verliert. „Die Plöck ist noch das ursprüngliche Heidelberg“, findet er, „hier ist alles sehr menschlich, hier herrscht noch Bürgernähe. Und mit der Art, wie wir unsere Dinge verkaufen, passen wir sehr gut in diese Struktur rein.“ In der Tat herrscht im Zuckerladen eine in Geschäften fast nicht mehr gekannte Redseligkeit. Jürgen spricht mit den Kunden über das gestrige WM-Spiel, Marion über die Vorzüge von harter Lakritz. Für Eilige ist hier nur wenig Platz. Marion gefällt vor allem das Miteinander der Geschäftsleute in der Straße. Obwohl die Lage sicherlich nicht die attraktivste ist, wollen sie auf keinen Fall die Plöck mit der Hauptstraße tauschen: „Ich wüsste nicht, was ich da machen sollte. Da läuft man einfach über eine Strecke und das war's. Die Plöck ist im Gegensatz dazu eine sehr anheimelnde Straße“, behauptet Jürgen.

Ganz so weit würde Martin Stieber nicht gehen. Aus „wirtschaftlichen Gründen“ könne er sich das schon vorstellen, auch wenn die Hauptstraße keinerlei Charme versprühe und eher einem „Latte macchiato-Strich“ ähnele. Er und sein Bruder Christian sind vielen wohl besser bekannt als „Stieber Twins“, die in den 80ern den deutschen Hip-Hop mitgegründet haben. Während Christian Stieber mittlerweile als Architekt sein Geld verdient, ist Martin Stieber seit 14 Jahren Inhaber des Klamottenladens „Flame“ schräg gegenüber. Für ihn ist die Plöck die „lebendigste Straße in der Altstadt. Gerade die ganzen Studenten, die hier täglich langfahren, halten die Plöck auf ewig jung.“ „Ich bin Plöck-Fan“, ruft er mir nach meinem kurzen Besuch noch zu. „Ich doch auch“, will ich spontan sagen, aber dann verlasse ich den Laden und begebe mich zurück ins Getümmel. Eine Fußgängerin beschwert sich, dass ich mein Rad direkt an die Wand lehnend auf dem Bürgersteig parke: „Da kommt doch keiner mehr vorbei“, knurrt sie.

So war es nicht immer: Erst als die Hauptstraße zur längsten Fußgängerzone des Universums erklärt und so der gesamte Verkehr aus ihr herausgenommen wurde, kam auch der Plöck eine größere verkehrliche Bedeutung zu. 1995 erhielt sie offiziell den Rang einer Fahrradstraße (was sie eigentlich erst ab dem Friedrich-Ebert-Platz ist) und ihr Ruf begann zu leiden. Die damalige Oberbürgermeisterin Beate Weber wollte die Stadt ein wenig „grüner“ machen. Die Plöck hat das nur schweren Herzens aufgenommen: Bei einer Erhebung Ende der 90er Jahre wurden in der Plöck etwa 7000 Radfahrer am Tag gezählt. Es dürften mittlerweile einige mehr sein. Autofahrer sind es dagegen „nur“ 3000, wie eine Verkehrsanalyse im Jahre 2007 herausfand.

„Die Rücksichtnahme besonders bei den Fahrradfahrern ist nicht sehr groß“, hat schon Jürgen berichtet, „vielleicht hat auch der Egoismus in den letzten Jahren einfach zugenommen. Das Miteinander auf der Straße läuft nicht mehr so glatt.“ Doch woher kommt das? Auf der Suche nach der Antwort begebe ich mich in die Friedrichstraße, einen Abzweig der Plöck. Hier hat die Psychotherapeutin Maria Heiming ihre Praxis. Sie sei selbst passionierte Radfahrerin, versuche jedoch die Plöck so gut es geht zu meiden: „Allein schon deshalb, weil auf engstem Raum so viele miteinander auskommen müssen. Das ist oft schwierig.“ Gerade der Straßenverkehr biete sich an, um seinen Ärger und seine Aggressionen loszuwerden. „Gesellschaftlich gesehen muss jeder funktionieren. Es gibt nur wenig Raum für Schwäche und die Menschen stehen unter permanentem Druck.“ Dennoch gebe es aber einen großen Unterschied zwischen verbaler Aggression und Tätlichkeit. „Davon profitiert die Plöck eben auch.“

Diesen Eindruck scheint ein Blick in die Unfallstatistik aus dem Jahr 2013 zu bestätigen: So gab es gerade einmal 15 polizeilich registrierte Unfälle auf der Plöck, bei denen nur viermal die Radfahrer als Verursacher ermittelt wurden. Zwar liege die Dunkelziffer sicher etwas höher, aber insgesamt sei die Plöck im Vergleich zu anderen Heidelberger Straßen, was Unfälle betrifft, „total unauffällig“, sagt Jürgen Kuch, stellvertretender Leiter des Amts für Verkehrsmanagement der Stadt Heidelberg. „Subjektiv nimmt man die Gefahr einfach ganz anders war. Man schätzt sie viel höher ein.“ Heiming fügt hinzu: „Es gibt nur einige wenige aggressive Radfahrer. Auch wenn man schnell ist, fährt man doch konzentriert und umsichtig.“ Selbst auf der Plöck hat sich jeder also doch irgendwie im Griff.

Noch ein kleiner Anstieg und dann habe ich es wieder einmal geschafft: die 800 Meter sind unbeschadet überstanden. Viel zu selten würdige ich das Ambiente der Ziellinie. Links thront die Universitätsbibliothek, rechts mit der Peterskirche die älteste Kirche der Stadt. Ich halte kurz inne und blicke zurück: Ist die Plöck nun wirklich die Heidelberger „Horrorstrecke“? Keineswegs. Sie ist die eigentliche Halsschlagader dieser Stadt. Jung, authentisch, etwas rüpelhaft, und immer mit Überraschungen gesät. Ihr eigenes Korrektiv also, um Heidelberg aus seiner oftmals verträumten Selbstverliebtheit zurückzuholen. Die Hauptstraße mag zwar der zeitlose Heidelberger Klassiker sein, aber mittlerweile ist er fade und langweilig geworden. In dessen Schatten geht es der Plöck ziemlich gut.

Alles Quatsch mit Soße?

Ein Rückschritt

von Ziad-Emanuel Farag

Die angloamerikanische Profilneurose hält seit 15 Jahren Einzug ins Studium. Anstelle von Diplom und Magister gibt es also nun Bachelor und Master. Die Marschrichtung ist dabei ganz klar: Der Bachelor soll Regelabschluss werden, der Master nur noch einem knappen Drittel der Bachelor-Absvolventen vorbehalten sein. Früher hatte jeder Student das Recht, eine dem Master vergleichbare Qualifikation zu erlangen. Welche Noten er dabei vor dem Examen erbracht hatte, war weitestgehend irrelevant. Was neoliberale Selektionsfanatiker als Freibrief für Faulheit brandmarkten, war in Wahrheit ein Garant für soziale Abfederung: Man konnte neben dem Studium arbeiten. Fielen Noten deswegen schlechter aus, hatte es für den weiteren Lebensweg keine Bedeutung. Zudem hatte man vier bis fünf Jahre Zeit, um sich kontinuierlich zu entwickeln. Dies kam insbesondere sozial benachteiligten Studierenden zugute.

Jetzt gibt es einen totalen Paradigmenwechsel: (Fast) alle Noten zählen mit. Nach drei Jahren erlangt man den ersten Abschluss, der schnell zum Abschuss wird. Ohne entsprechende Noten sind viele bis alle Chancen auf den Master bereits verspielt. Die Anerkennung auf dem Arbeitsmarkt ist dabei fraglich: Ob nun ausgerechnet ein solch schneller Abschluss auf dem Arbeitsmarkt in den Geisteswissenschaften anerkannt wird, ist zweifelhaft. Selbst Magisterabsolventen mussten darum oft ringen. In den Naturwissenschaften ist der Regelabschluss ohnehin die Promotion.

Hinzu kommt, dass Studenten und Dozenten durch eine Prüfungsinflation und Klausurflut überlastet sind. Sollten ursprünglich Module geprüft werden, so ist die Regel nun, dass jede Veranstaltung einzeln geprüft wird. In der Folge ist ein Studium in der Regelzeit kaum möglich. Die meisten studieren länger als sieben Semester. Dies wiederum hat soziale Konsequenzen: BAföG-Empfänger verlieren kurz vor dem Examen ihre Existenzgrundlage.

Früher gab es wenigstens begrenzt eine bundesweite Rahmenprüfungsordnung beispielsweise für das Diplom, wie sie sich noch im Staatsexamen für Ärzte wiederfindet.

Dies garantierte eine Mindesteinheitlichkeit und die Möglichkeit, während des Studiums im Bundesgebiet die Hochschule zu wechseln. Dies sollte nun europäisch gelingen. Doch Rahmenprüfungsordnungen sind Geschichte. Sogar die bundesweite Mobilität ist dahin. Selbst nach dem Bachelor beginnen Universitäten wie Heidelberg , den Bachelor anderer Standorte offen anzuzweifeln und die Absolventen noch Eignungstests zu unterziehen. Mit einer Zwischenprüfung hatte man keinen Abschluss, aber sie war mit einer Vier oft mehr wert als der Bachelor. Die Hochschulen und die Politik haben versagt. Bologna ist bisher ein Rückschritt

Vor 15 Jahren wurden im italienischen Bologna weitreichende Reformen der europäische Hochschullandschaft beschlossen. Zwei Bestandsaufnahmen



Halb so wild

von Tim Sommer

Früher war alles besser! Da konnte man noch studieren was man wollte, wie man wollte und vor allem wie lange man wollte. Konnte Vorlesungen besuchen und Klausuren schreiben, wenn man überhaupt wollte. Fernab von „Workload“ und „Credit Points“. Keine Fristen, keine Modulhandbücher, keine Anwesenheitspflicht. Studium als humanistische Bildung, Erziehung im höchsten schillerschen Sinn. „Der nachwachsenden akademischen Generation eine wissenschaftliche Aufklärungs- und Erkenntniserfahrung zu ermöglichen“ sei früher die hehre Aufgabe der deutschen Universitäten gewesen, kommentierte unlängst Dieter Lenzen, Präsident der Universität Hamburg, nostalgisch und resigniert in der *Welt*. Ob es eine derart „idealische“ Bildungsrealität je gab, muss man zumindest bezweifeln dürfen. Schließlich war auch früher früher schon alles besser.

Natürlich ist die vor 15 Jahren in Bologna beschlossene Vereinheitlichung des europäischen Universitätsraums an vielen Stellen gescheitert. Das festzustellen ist ja schon fast banal. Natürlich sind die Studiengänge „verschulter“ geworden, natürlich hat sich an der Mobilität vor allem innerhalb Deutschlands nichts geändert. Aber hat irgendjemand ernsthaft mit einer erfolgreichen Vereinheitlichung gerechnet? Wenn es schon innerhalb der deutschen Bildungsbürokratie schwierig ist, sich über Zielsetzungen zu verständigen, wen wundert es, dass dies zusammen mit mittlerweile über 40 anderen Staaten nicht gelingt?

Aber sentimentale Vergangenheitsverklärung ist auch keine Lösung. Pragmatismus schon eher. Schließlich hat die Bologna-Reform auch positive Nebenwirkungen. Dass nun etwas mehr protestantische Arbeitsethik an der Universität Einzug hält, ist ja nicht prinzipiell verurteilenswert. Ein guter Abschluss als Bedingung für den Zugang zum Masterstudium, wieso nicht? Arbeit muss sich eben wieder lohnen. Wenn Studenten mit Anwesenheitspflicht zu ihrer „Aufklärungs- und Erkenntniserfahrung“ verholfen wird, umso besser. Auch der immer wieder beklagte hohe Selbstverwaltungsaufwand des Studiums hat Vorteile – schließlich gibt es auch im „wirklichen“ Leben unnütze Bürokratie. Je früher man lernt, damit umzugehen, desto besser. Soft Skills, sozusagen.

Eigentlich dürfte sich doch niemand beschweren. Bologna ist heute eben einfach das, was vor einem halben Jahrhundert die muffigen professoralen Talare waren: ein willkommener Grund zum Demonstrieren und Sich-Echauffieren. Allerdings mit einem Unterschied: Das Feindbild Bologna verbindet vergangenheitsselige Neo-Humboldtianer und antiautoritäre Studenten. Da soll nochmal jemand sagen, das Ziel der Vereinheitlichung sei verfehlt worden.

Halle geht auf die Straße

Was uns in Heidelberg drohen kann, ist anderswo schon Realität. Doch Proteste haben in Sachsen-Anhalt viel bewegt, schreibt Konrad Dieterich, Redakteur der hallischen Studierendenzeitschrift *hastuzeit*. Ein Gastbeitrag

Galten Unis in den neuen Ländern mit ihrer modernen Ausstattung und ihrem gutem Betreuungsverhältnis einst als Geheimtipp, so mussten sie seit der Jahrtausendwende immer wieder Kürzungsmaßnahmen verkraften. Bis heute verdaut die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg zehn Jahre alte Strukturveränderungen. Sachsen-Anhalt beruft sich seit Langem auf Prognosen sinkender Studierendenzahlen, doch tatsächlich sind heute mehr als doppelt so viele Studierende im Land eingeschrieben als noch vor 20 Jahren.

In Magdeburg regiert eine Große Koalition. Finanzminister Jens Bullerjahn, als vormaliger SPD-Spitzenkandidat noch ein großer Freund der Bildung, sorgte im Frühjahr 2013 für Entsetzen, als er neuerliche Streichungen ankündigte: Jährlich sollte der Hochschuletat um 5 Millionen Euro sinken, was sich bis 2025 auf 275 Millionen Euro summieren würde. Sachsen-Anhalt bereitet sich auf die Schuldenbremse und sinkende Einnahmen vor. Ähnlich die Situation in den ostdeutschen Nachbarländern. Dennoch ist es kein reines Ost-West-Problem: Mecklenburg-Vorpommern nimmt die Hochschulen von Sparzwängen weitgehend aus, während das Saarland und Bremen dort kräftig kürzen wollen.

Mit 7000 Teilnehmern erlebte Halle im April 2013 die größte Demo seit der Wende, einen Monat später versammelten sich in Magdeburg sogar 9000 Menschen. Unterbrochen vom Hochwasser fanden landesweit weitere große Proteste statt. Beteiligt war keineswegs nur das linke Spektrum. Viele Hallenser sorgten sich um den Fortbestand der Uniklinik, Händler und regionale Wirtschaft legten auf Kaufkraft und fachlich gebildeten Nachwuchs wert, der Stadtrat verabschiedete mit allen Fraktionen eine Resolution. Auch die Rektoren redeten öffentlich Tacheles.

Das kleine Wunder stellten unter dem Motto „Halle bleibt!“ der Fachschaftsrat Medizin und das „Aktionsbündnis MLU – Perspektiven gestalten“ auf die Beine. An letzterem beteiligen sich neben Studierenden- und Personalvertretungen der Universität Halle auch Gewerkschaften und politische Hochschulgruppen. Um sich in der Kürzungsdebatte nicht gegeneinander ausspielen zu lassen, kooperiert das Aktionsbündnis mit Vertretern aus der Kultur, Jugend- und Schuleinrichtungen und pflegt Kontakte zur Stadt und zur regionalen Wirtschaft. Landesweit schob es die Gründung von weiteren Hochschulbündnissen an und initiierte schließlich auch noch den bundesweiten „Bildungsstreik 2014“. Die Hauptarbeit lastete dabei auf wenigen Schultern, so dass sich mit der Zeit Ermüdungserscheinungen zeigten. Doch wenn das Land mit einem baldigen Erlahmen der Proteste gerechnet hatte, so sah es sich getäuscht. Die Regierung ruderte zurück, in einer Vereinbarung mit den Rektoren schrumpfte das Sparziel von 275 Millionen bis 2025 auf 24 Millionen bis 2019.

Ein Jahr später zeigen Planungen aus dem Wissenschaftsministerium konkret, welchen Schaden selbst dieser Einschnitt an den Hochschulen des Landes anrichten würde. In Halle sollte es sechs Institute und nicht genauer bestimmte „kleine Fächer“ treffen, in Magdeburg stand die Fakultät für Humanwissenschaften zur Disposition; ähnlich massiv traf es kleinere Hochschulen im Land. Da sich die abstrakten Zahlen in konkrete Streichvorschläge verwandelten, trieb es auch in diesem Jahr wieder tausende Menschen auf die Straße. Zugleich nahm der Unmut auch in den Fraktionen der Regierungsparteien und im Kabinett zu. Wissenschaftsminister Hartmut Möllring (CDU) beeilte sich zu erklären, dass sein Papier nur eine Verhandlungsgrundlage sei, die Hochschulen dürften gerne selbst entscheiden, wo sie sich beschneiden. Einstweilen stehen die Rektoren zum ausgehandelten Kompromiss und beabsichtigen die strukturellen Kürzungen im genannten finanziellen Umfang durchzuführen. Die Regierung fordert nun Tempo ein, wohl auch, um das Thema aus dem Wahlkampf zu halten. Sollten die Hochschulen nicht spuren, will Minister Möllring die Kürzungen per Verordnung durchsetzen. Doch im Landtag ist die Begeisterung gering, selbst Verantwortung für konkrete Eingriffe zu übernehmen.

Dabei ist momentan noch genug Geld da, die dritte Förderphase des Hochschulpakts beginnt 2016, und vor der Tür steht die Aufhebung des Kooperationsverbotes, sodass mehr Bundesmittel fließen werden. Rettung in letzter Minute also? Nein, denn damit können die Hochschulen noch nicht fest planen; nur die Grundfinanzierung des Landes gilt als verlässliche Größe. So befürchtet das „Aktionsbündnis MLU“, dass die Universität letztlich ohne Not beschädigt wird.



Foto: hastuzeit/Christian Schoen

Im April versammeln sich 6300 Menschen auf dem Universitätsplatz in Halle und fordern den Erhalt der Bildungs- und Kulturangebote in Sachsen-Anhalt

Wettlauf ums Geld

Das Centre for Asian and Transcultural Studies (CATS) ist eine neue, prominente Initiative der Uni. Werden die Institute daran zerbrechen?

Ein neues Asienzentrum: es könnte *das* Prestigeprojekt der Universität werden. Das „Centre for Asian and Transcultural Studies“ (CATS) soll das Zentrum der Ostasienwissenschaften (ZO), das Südasieninstitut (SAI) und das Institut der Ethnologie bis 2018 unter einem Dach in Bergheim versammeln.

Eine unterirdische Fachbereichsbibliothek stellt auf vier Ebenen 500000 Medieneinheiten für Asienwissenschaften sowie neue Unterrichtsräume bereit. Auch die Bücherbestände der Asienwissenschaften, die heute unkatalogisiert in Dozentenräumen lagern, können gerettet werden.

Das CATS könnte zum neuen Aushängeschild werden, wäre es nicht schon jetzt von einem universitätsinternen Kampf um die Finanzen begleitet. Schon heute sind bedrohliche Einsparungen für die Institute absehbar. Dabei sollten doch gerade sie die Gewinner des CATS-Projektes sein.

Denn das CATS hat seinen Preis: Mehr als 40 Millionen Euro kosten Umzug und der geplante Neubau der Bibliothek des CATS, welches durch Land, Bund und die Universität finanziert wird. Drei Millionen Euro müssen davon durch die Universität, und zwar anteilig durch Rektorat und die beteiligten Institute getragen werden. Angesichts der hohen Summen hat die Universität beschlossen, auf die Qualitätssicherungsmittel (QuaSiMi) zurückzugreifen, die eigentlich für die unmittelbare Förderung der Lehre gedacht sind. Und schon hat der Wettlauf um das Geld begonnen zwischen dem Rektorat, das ein Drittel der Kosten trägt und der Institute, die anteilig zwei Drittel tragen. Entscheidend für die Institute ist, zu welchen Anteilen die Kosten aus dem Finanzpool der zentralen QuaSiMi gezahlt werden. Darin werden die Beiträge von allen Heidelberger Studenten gesammelt. Die Institute wollen zugleich verhindern, dass Mittel aus dem zweiten eigenen Topf dezentraler QuaSiMi entnommen werden.

Die Sinologin Barbara Mittler, Vertreterin der beteiligten Institute im CATS-Projekt, meint, dass Bund und Land für das Projekt „viel gegeben“ hätten. Die beteiligten Institute säßen „alle in einem Boot“. Wenn es notwendig sei, dann müssten sie auch selbst sparen. Schließlich handele es sich um „ein tolles Projekt“ für die Zukunft, auf das die Universität nicht verzichten solle. Mittler sagt: „Wir hoffen, durch Sponsoren finanziell unterstützt zu werden.“ Sie argumentiert: „Das Geld der QuaSiMi finanziert auf keinen Fall das CATS-Bauwerk, sondern ausschließlich innovative Lehr- und Lernkonzepte.“ Deshalb sei eine Finanzierung aus den QuaSiMi kein Widerspruch. Auch wenn die bestehende Lehre leiden müsse, lohne sich die Investition in die Zukunft.

Das sehen Vertreter des Studierendenrates (StuRa) anders: Der Pool der QuaSiMi sei nicht dafür gedacht, dass Institute oder das Rektorat Einsparungen erzielen. Vielmehr seien sie zweckgebunden und dürften nur unmittelbar der Lehre zu Gute kommen. Nach Ansicht des StuRas fehlte dem Projekt von vorneherein ein tragender Finanzierungsplan. „Der Finanzierungsantrag des CATS-Projekt hat deshalb eindeutig einen anderen Zweck als die unmittelbare Lehrförderung“, sagt der Vorsitzende der Studierendenschaft Georg Wolff. Dafür spräche die Tatsache, dass „eine Offenlegung der Finanzierungspläne von Seiten des Rektorates abgelehnt“ worden sei.

Insbesondere die Fachschaft der Japanologie befürchtet, die anteiligen Kosten für das CATS nicht tragen zu können, ohne schwerwiegende Einbußen im Lehrbetrieb hinnehmen zu müssen. Dem Institut stehen nach Schätzungen jährlich weniger als 55000 Euro zur Grundfinanzierung der Lehre und Institutskosten zu. Bis zur Fertigstellung des Projektes müsste es jedoch voraussichtlich 300000 Euro innerhalb von vier Jahren ersparen. Ein Großteil der Pflichtseminare in der Japanologie (400 Studenten) muss auch aus den dezentralen QuaSiMi finanziert werden. Die Zuversicht auf eine Förderung aus zentralen QuaSiMi ist erloschen: das Rektorat kam den Institutionen mit seinem (erfolgreichen) Antrag auf eine Million Förderungsmittel zuvor. Ihr zweiter Antrag auf nur noch 400000 Euro zeigt den Versuch, den Lehrbetrieb mit Kompromissen zu schützen. Bei Einsparungen des geschilderten Ausmaßes „müssen wahrscheinlich Tutorien gestrichen und die Bibliothekszeiten begrenzt werden“, erklärt Glenn Bauer, Fachschaftsvertreter der Japanologie.

Durch das Bauprojekt CATS „wären also zwei Bachelor-Generationen in ihrer Lehre betroffen, und das wollen wir verhindern“, so Glenn. Er meint: „Das CATS wurde an den Studis vorbei geplant“. Die Fachschaft erwägt nun, in einer Umfrage zu ermitteln, wie die Studenten zu der Finanzierung aus den dezentralen Qualitätssicherungsmitteln stünden. Problematisch sei, dass viele Studenten der Japanologie lange nicht gewusst hätten, was das CATS-Projekt überhaupt sei, und welche Bedeutung die dezentralen QuaSiMi für ihre eigene Lehre hätten, erklärt Glenn. **(jlm, mit)**



Foto: fwe

Ob das Asienzentrum CATS den Instituten Glück bringen wird, entscheidet sich im Kampf um die Finanzen

Etikettenschwindel

Im Vorfeld der Senatswahlen wurde die neue Liste unabhängiger Studenten aufgefordert, ihre Plakate zu überkleben. Sie sehen sich nun benachteiligt

Am 8. Juli hatten die Studierenden wie in jedem Sommer die Gelegenheit, ihre Vertreter im Senat, dem obersten Universitätsgremium, zu wählen. Von den 39 Mitgliedern des Senates werden 20 gewählt, vier von ihnen sind Vertreter der Studierendenschaft.

Zum ersten Mal stand in diesem Jahr die Liste unabhängiger Studenten (LuSt) zur Wahl.

Durch den im Herbst konstituierten Studierendenrat (StuRa) war es zum Ende der Fachschaftskonferenz (FSK) und ihrer bisher antretenden Liste bei den jährlichen Senatswahlen gekommen. Überlegungen, nach dieser Umstrukturierung bei den Senatswahlen eine eigene Liste wie zuvor die FSK aufzustellen, kamen zu keinem Ergebnis. Stattdessen konstituierte sich die LuSt. Sie vertritt zwar die Interessen des StuRas im Senat und wird durch die Fachschaften, sowie die Piraten und die Universal-Liste unterstützt, ist jedoch nicht durch den SturRa legitimiert. Dieser kleine aber feine Unterschied führte nun kurz vor der Wahl zu einer Kontroverse. Das Logo der LuSt, sei dem Zeichen des StuRas zu ähnlich, bemängelten die Jungsozialisten (JuSos). Die LuSt wolle die Wählerinnen und Wähler bewusst täuschen, da die Ähnlichkeit der Logos eine direkte Legitimation der LuSt durch den StuRa suggerierte.

Weiter kritisierten die JuSos, dass der StuRa selbst keinen Einspruch eingelegt hatte. Sie deuteten dies als Hinnahme einer möglichen Wählertäuschung, um den Kandidaten der LuSt, die zum Teil auch Mitglieder des StuRas sind, größere Chancen einzuräumen.

Dem Einspruch der Juso-Hochschulgruppe bei der Wahlkommission der Universität wurde am Montag stattgegeben. Die Konsequenz: Die LuSt wurde aufgefordert, ihre Plakate zu überkleben, die Flyer zu zerschneiden und jegliche Wahlwerbung im Internet und in sozialen Netzwerken, auf der das Logo zu sehen ist, auszubessern. LuSt-Kandidat Glenn Bauer fürchtet einen hierdurch entstandenen Nachteil. „Diese Aktion ist vielen Studenten aufgefallen, die uns teilweise auch darauf angesprochen haben. Das hinterlässt gerade am Wahltag natürlich einen negativen Eindruck“.

Andere Hochschulgruppen können die Vorwürfe nicht nachvollziehen. Die Grüne Hochschulgruppe (GHG) zeigte sich „schockiert vom Umgang einiger Gruppen (untereinander) in diesem Wahlkampf“. Ein Gespräch zwischen den Gruppen, ohne den direkten Weg über die Universitätsverwaltung wäre angemessener gewesen. Jedoch betonte die GHG auch, dass der Großteil des Wahlkampfes fair verlaufen sei. Man hoffe jedoch, die Diskussion schnell beizulegen, um sich gemeinsam dem Problem der sinkenden Wahlbeteiligung annehmen zu können.

Auch wenn bei Redaktionsschluss noch keine offiziellen Wahlergebnisse zur Verfügung standen, zeichnet sich in diesem Jahr erneut eine geringe Wahlbeteiligung unter den Studierenden ab. Bereits in den vergangenen Jahren hatten die Studierenden von ihrem Wahlrecht eher sparsam Gebrauch gemacht. Der anhaltende Regen am Wahltag habe den Kampf um die letzten Stimmen zusätzlich erschwert, so Glenn Bauer.

Auch die GHG bedauert die erneut gesunkene Wahlbeteiligung auf voraussichtlich sieben Prozent. Um diesem negativen Trend entgegen zu wirken, sollte in Erwägung gezogen werden, die Studierenden an verschiedenen Orten, unabhängig von Ihrer Fakultätszugehörigkeit, wählen zu lassen. „Mehrfach erwähnten Studierende, dass sie es leider aufgrund der Örtlichkeit nicht mehr in ihr Wahllokal schaffen“, bemängelte die GHG; an den Themen selbst seien die Studierenden jedoch sehr interessiert gewesen, bestätigten die Hochschulgruppen. **(kap)**

Hochschule in Kürze



Foto: wikimedia/Immanuel Giel

UB mal wieder Spitze
Besser lernt sich's nirgends: Zum fünften Mal in Folge hat die Universitätsbibliothek Heidelberg (UB) den ersten Platz des Bibliotheksindex BIX des Deutschen Bibliotheksverbands (DBV) belegt, der in diesem Jahr 82 wissenschaftliche Bibliotheken, darunter 54 Universitätsbibliotheken bewertete. In allen vier Rankingkategorien (Angebot, Nutzung, Effizienz und Entwicklung) liegt die UB in der Spitzengruppe. Im letzten Jahr frequentierten im Schnitt 6000 Besucher pro Tag die UB und es fanden insgesamt 1,6 Millionen Entleihungen statt. Online war sie sogar Spitzenreiter mit über 3,4 Millionen virtuellen Besuchern. **(fel)**

Sicherheit für Doktoranden
Die Bundestagsfraktion der SPD will Doktoranden verlässlichere Karrierepfade ermöglichen. Promovierende, die eine Mitarbeiterstelle haben, sollen mindestens zwei Jahre beschäftigt werden, wenn keine Sachgründe dagegen sprechen. Über 80 Prozent der hauptberuflichen wissenschaftlichen Mitarbeiter sind unter befristeten oder prekären Verhältnissen beschäftigt; die Vertragslaufzeit beträgt häufig weniger als 12 Monate. Nach Meinung der SPD sollen Hochschulen und Forschungseinrichtungen verpflichtet werden, die Stellen an die Laufzeit des jeweiligen Forschungsprojekts zu koppeln. Die Union stemmt sich gegen die Forderung und auch Rektor Eitel nannte die Forderung „wirklichkeitsfremd“. Er fordert stattdessen eine Erhöhung der Grundfinanzierung der Universitäten. **(fel)**

Wirtschaft in der Schule
Die grün-rote Landesregierung Baden-Württembergs will ab 2016/17 Wirtschaft als Schulfach an allgemeinbildenden Schulen einführen, wie Wirtschafts- und Finanzminister Nils Schmid angekündigte. Vertreter aus der Wirtschaft sollen in den Klassen über ihren Alltag referieren. Mit dieser flächendeckenden und umfassenden Ausbildung wird Baden-Württemberg zum Vorreiter. **(fel)**

dyroff
Buchbinderei
Papierverarbeitung
Binden von Bachelor-, Master Thesis, Dissertationen und Facharbeiten
Barbara Dyroff-Siegmund
Buchbindermeisterin
Römerstraße 23
69115 Heidelberg
Telefon (0 62 21) 2 38 94
www.dyroff-buchbinderei.de
buchbinderei_dyroff@t-online.de

Flagge zeigen

Von Kai Gräf

Von Karl Kraus ist der Vorschlag überliefert, die patriotischen Ergüsse deutscher Intellektueller, die den Kriegsbeginn 1914 massenhaft begrüßt hatten, nach seinem Ende Wort für Wort wieder abzudrucken. Nichts wirke beschämender als als die schonungslose Dokumentation vergangener Irrtümer!

Nun ist ein Fußballspiel kein Waffengefecht, doch lösen Flagge zeigende WM-Fans hierzulande zumindest verbale Feindseligkeiten aus. Im Mittelpunkt steht die Frage, ob der patriotische Jubel als gefährlicher Nationalismus zu werten ist. Während dazu auf der Linken mancher die Überzeugung vertritt, alle Wege des Patriotismus führten nach Auschwitz, übt sich die traditionell vaterlandsfreundliche Junge Union in Nationalstolz. So ließ die CDU-Jugend in einer Pressemitteilung verlauten, man begrüße ausdrücklich den „fröhlichen Patriotismus" der Menschen, kritisiere das „illegale Entfernen und Abknicken von schwarz-rot-goldenen Autofahnen" jedoch scharf: Wer so handele, sei ein Straftäter. Unter keinen Umständen dürfe dieses Verhalten verharmlost werden!

Während wir noch überlegen, ob die Parallele zu den Äußerungen von Intellektuellen an dieser Stelle wirklich zulässig ist, weiß Karl Kraus auch der Jungen Union den Rat: Nichts ist entwaffnender als der nüchterne Blick darauf, was im Eifer des Gefechts die Gewehrläufe verlassen hat.



Foto: JU Heidelberg

Mit diesem Bild freut sich die Junge Union über die „gesunde Identifikation der Menschen mit ihrem Land".

Wenn sonst keiner da ist



Foto: fel

Das erste studentische Zuhörtelefon in Deutschland wurde in Heidelberg gegründet. Es hat heute so viele Anrufer wie noch nie

Ein schwach beleuchtetes Zimmer, eine Person von hinten vor einer leeren Wand stehend, ein Lampenschirm. Das sind die Bilder, die vielen seit Beginn des Studiums an verschiedensten Orten begegnen, ob zwischen all den anderen Aushängen in der Mensa oder an der Toilettentüre. Darunter geschrieben: „Nightline. Wir hören zu". Nicht wenige haben sich bestimmt schon mindestens einmal gefragt, was hinter der Telefonnummer steckt. Wer sitzt auf der anderen Seite, worüber spricht man am Telefon, bleibt der Anruf wirklich anonym?

Gegründet wurde das Zuhörtelefon Nightline vor knapp 20 Jahren, als eine Heidelberger Studentin nach einem Auslandsaufenthalt in Cambridge die dort aufgeschnappte Idee eines Zuhörtelefons von Studenten für Studenten importierte. Damit war sie Vorreiterin in ganz Deutschland und ist die älteste ihrer Art. Nachahmerprojekte finden sich in Städten wie Köln, Münster oder Potsdam.

Im Heidelberg arbeiten zurzeit 35 ehrenamtliche Mitglieder, die meisten sind Studenten, aber ein paar Doktoranden sind auch dabei. Denn eine Voraussetzung für die Mitarbeit ist das Nachgehen einer Ausbildungsaktivität an der Universität. „35 ist eine ganz gute Zahl, da kommen wir pro Person auf sechs Dienste pro Semester", meint Tania (Name von der Redaktion geändert), die sich schon seit fünf Jahren ehrenamtlich als Nightlinerin engagiert. Dienst heißt von 21 bis 2 Uhr den Sorgen und Nöten von Studenten aus ganz Heidelberg zuzuhören. Damit hört die Arbeit nicht auf. Bei der Nightline, die als Verein eingetragen ist, hat jeder Mitarbeiter ein spezielles Amt wie Statistik, Presse, Werbung oder Sponsoring. Hinzu kommen zwei bis drei Vereinssitzungen pro Semester, in denen das weitere Vorgehen diskutiert und basisdemokratisch beschlossen wird.

Ausgebildet werden die Nightlinemitarbeiter im Rahmen eines Wochenendseminars, das pro Semester einmal stattfindet. Unter Anleitung von Psychologen werden vor allem Gesprächstechniken geübt und gefestigt. Die Mitarbeiter von Nightline erhalten dabei aber keine professionelle psychologische Schulung. „Es gibt Themenbereiche, bei denen uns klar sein muss, dass wir dafür nicht explizit ausgebildet sind", betont Tania.

Auf die Frage nach der persönlichen Motivation erklärt sie: „Ich wollte etwas Soziales machen und bin sowieso ein Nachtmensch." Bei ihrer Kollegin sieht es ähnlich aus: „Ich wollte mich neben dem Studium sozial engagieren. Jeder hat Mal einen Tag, an dem er besonders viel Stress hatte, an dem etwas vorgefallen ist und die Freunde hat er schon so voll gequatscht oder möchte es ihnen nicht erzählen. Der Gedanke ist sehr schön, dass wir da sind, wenn andere nicht mehr zuhören wollen."

Ob der Freundeskreis von ihrer Arbeit weiß? „Meine Eltern und Mitbewohner wussten lange nicht, dass ich bei der Nightline bin", meint Tania. Ein weiterer Grund für die Verschwiegenheit ist, dass demjenigen, der über die Arbeit eines Bekannten bei der Nightline Bescheid weiß, die Chance genommen wird, selbst anrufen zu können.

Prinzipiell ist das Credo: so viel Anonymität wie möglich. Das geht so weit, dass alle Mitarbeiter eine Schweigepflichtserklärung unterschrieben haben, die verbietet, mit Personen außerhalb des Vereins über ihre Arbeit zu sprechen. Selbst innerhalb des Vereins weiß niemand über die Gesprächsdetails der anderen Mitarbeiter. Wenn Kommunikationsbedarf besteht, werden abstrahierte Intervisionsfälle mit Psychologen durchgegangen. Ausnahmen von der Schweigepflicht nach außen werden nur in Extremfällen gemacht, wie bei einem geplanten Mord oder Terroranschlag. Dann muss nämlich die Polizei verständigt werden, was bisher zum Glück nur ein Gedankenspiel war.

Was beschäftigt den durchschnittlichen Nightlineanrufer? Kurz gesagt, genau dieselben Themen wie uns auch, zum Beispiel: Mein Freund schenkt mir nicht genug Aufmerksamkeit, ich will meinen Eltern nicht sagen, dass ich mit dem Studienfach nicht zufrieden bin oder bin unglücklich in meiner WG. „Es sind nur teilweise rein universitäre Themen dabei, die Hauptkonflikte sind eher zwischenmenschlich" meint Tania. Auch extremere, aber seltenere Fälle wie Missbrauch oder ungewollte Schwangerschaft kommen vor. Allerdings lassen sich schlecht Aussagen über die Häufigkeit bestimmter Themen treffen, da in der Statistik nur die Gesprächsdauer und das Geschlecht verzeichnet ist.

In den letzten Jahren sind die Anrufe deutlich gestiegen. Ob das an einer größeren Präsenz in den Köpfen der Studenten durch Werbung und Flyer liegt oder mit dem höheren Lernaufwand seit Einführung des Bachelor-Master-Systems zu tun hat, weiß niemand genau.„Ich kann persönlich nicht bestätigen, dass mehr Unistress schuld daran ist."

Im Gespräch selbst werden keine konkreten Ratschläge und Tipps gegeben, sondern wird vielmehr zugehört. Zusammen mit dem Anrufer wird versucht, das Problem zu lösen, was besonders vielversprechend ist, da der Nightliner als Student auf gleicher Augenhöhe steht und doch vorurteilsfrei die Lage beurteilen kann. Es ist ein Zuhörertelefon, kein Seelsorgetelefon. „Wir hören für den Moment zu. Dem Anrufer ist bis zu einem gewissen Grad klar, was unser Angebot ist und dass wir nicht eine psychologische Beratungsstelle sind." Falls der Anrufer Beratungsbedarf haben sollte, vermittelt ihn der Nightliner nach Wunsch an eine psychologische Beratungsstelle weiter. **(mow)**

Viel Lärm um nichts?

Rektorat und *unimut* streiten um eine Homepage

Normalerweise versuchen subversive Gruppen, jede Identifikation mit der herrschenden Institution zu vermeiden. Um subversive Gruppen unschädlich zu machen, ist andererseits ihre Einbindung durch die Herrschaftsinstitution ein probates Mittel.

Beim Konflikt zwischen der Studentenzeitschrift *unimut* und dem Rektorat der Universität Heidelberg verkehren sich indes die üblichen Verhaltensweisen: So sind die Kollegen des stets unabhängig und kritisch agierenden *unimut* doch im Netz unter der offiziösen Adresse www.uni-heidelberg.de/unimut zu erreichen – ein Dorn im Auge des Rektorats, das sich von der Studentenzeitschrift distanzieren möchte und die Redakteure kürzlich darüber informierte, dass Webseiten nach diesem Muster Einrichtungen der Universität vorbehalten seien und die Adresse deshalb nicht weiterbestehen könne. Die Kollegen vermuten in deren jüngster Ausgabe (Nr. 223 vom Juni 2014, „Keep Calm and Carry On") politische Unliebsamkeit für die „Abschaltung" ihrer Homepage. Das Rektorat dagegen spricht von „inhaltlichen Gründen". Für die Informationen auf den Seiten der Universität Heidelberg zeichne der Rektor im Impressum verantwortlich. Das nun wäre dem Rektor im Falle des *unimut* natürlich nicht zuzumuten. „Der *unimut* versteht sich als unabhängige Publikation von Studierenden, eine Verantwortung des Rektors für die im *unimut* oder auf der Internetseite des *unimuts* veröffentlichten Inhalte ist nicht gegeben", erklärte Marietta Fuhrmann-Koch, Leiterin der Abteilung Kommunikation und Marketing (KuM) der Universität.

Da anderen studentischen Gruppen wie dem Chor Capella Carolina e. V. ein Webauftritt unter dem Dach der Universitätshomepage zugestanden wird, weil sie an ein Seminar der Ruperto Carola angebunden sind, hat der *unimut* sich nun in einem klugen Schachzug in die Obhut des Germanistischen Seminars begeben. Nach dem Gebot der Gleichbehandlung dürfte diese Regelung unproblematisch sein.

Der *unimut* fürchtet zwar weitere Maßnahmen, doch von Universitätsseiten verspricht man Kompromissbereitschaft. Die Internetredaktion der KuM habe bereits das Gespräch mit dem *unimut* gesucht, um „eine Lösung auf den Servern der Universität zu ermöglichen", beschwichtigt Marietta Fuhrmann-Koch. Mit diesem Ziel stehe man nun auch mit dem Direktorium des Germanistischen Seminars im Gespräch. Nach derzeitigem Stand scheint die Zukunft der unimut-Homepage also gesichert. Dort betrachtet man den Vorfall ohnehin als Kompliment – bestätigt sich doch so die angestrebte Unbequemheit für das Establishment. **(kgr)**







Recht und billig

Ausbruch aus dem Elfenbeiturm der Lehre: Heidelberger Jurastudenten gründeten einen Verein zur kostenlosen Rechtsberatung

Die zehn Gebote sind deswegen so kurz und logisch, weil sie ohne die Mitwirkung von Juristen zustande gekommen sind“, bemerkte einst der französische General und Politiker Charles de Gaulle. Dieses Bild des komplexen Rechtsgebildes hat sich bis heute hartnäckig gehalten.

Umständlich, teuer, abschreckend – so oder so ähnlich wirkt die Juristerei nach außen. Wer wissen will, welche Rechte und Ansprüche er hat oder wie er diese durchsetzen kann, der kam bislang am kostspieligen Anwalt nicht vorbei. Das zu ändern, versucht der studentische Verein ProBono Heidelberg.

Was als bescheidene Idee zwischen zwei Studenten bei einem Bier in der Unteren Straße begann, ist heute in Form eines 40 Mitarbeiter starken Teams real geworden: Jurastudenten erteilen mit dem im Studium erlernten Wissen und gezielt geschulten Kompetenzen kostenfreie Rechtsberatung für jedermann. „Wir wollen den Leuten die Angst nehmen, vor Gericht zu gehen und in den Kosmos des Rechts einzubrechen. Wir wollen ihnen zeigen: Hey, es ist gar nicht so kompliziert!“, erklärt Jan Prügel, Gründer und Vorstandsmitglied von ProBono. Er selbst ist Jurastudent im siebten Semester an der Universität Heidelberg.

Die Initiative, deren Angebot sich in erster Linie an eine finanzschwache Mandantschaft richtet, besteht seit Dezember 2013 als eingetragener Verein. Seit Anfang April werden die ersten Fälle im Zivilrecht angenommen; die Asylrechtsgruppe ist seit Mai aktiv. Inzwischen haben sie bereits zehn zivilrechtliche Fälle übernommen. Für die Bearbeitung und Lösung wird in der Regel ein Zeitraum von zwei Wochen bis zu einem Monat veranschlagt. Am Ende eines jeden Falles steht ein juristisches Gutachten, das für den Mandanten in verständlicher Weise aufgearbeitet wird und Handlungsmöglichkeiten sowie Konsequenzen aufzeigt. Aus bislang zehn angenommenen Fällen wurden bereits drei abgeschlossen. Jan erzählt begeistert: „Als wir den ersten Fall gelöst hatten, hat der Mandant eine Dankesmail geschrieben, die ich dann an den Rest weitergeleitet habe. Super Aktion, die ihr da macht, stand da. Das war schon ein krasses Gefühl.“

Im Migrationsrecht wird dagegen eher politisch und sozial beratend vorgegangen. Eine Gruppe von fünf Mitarbeitern nimmt jeden Mittwoch in einer Sprechstunde persönlich Anliegen entgegen. Der Verein versucht, Anlaufstelle für diejenigen zu sein, die sich sonst an niemanden zu wenden wissen. Die Wichtigkeit der



Foto: asthmatic (CC BY-NC-SA 2.0)

Auseinandersetzung von Angesicht zu Angesicht bei asylrechtlichen Fragen beschreibt Jan als kulturell bedingt. Der Mandantenkreis umfasst vor allem Menschen mit Wurzeln außerhalb Deutschlands, die hier oft vor Kommunikationsproblemen stehen. Es soll den Betroffenen ein Gefühl von Vertrauen und Geborgenheit vermittelt werden. Die Vorbereitung auf Anhörungen zu Aufnahmeverfahren des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF) steht im Vordergrund. Diese Anhörung bildet den Hauptteil des Asylverfahrens und ist ausschlaggebend für die Entscheidung, wer in Deutschland Asyl erhält. Um die Bewerber hierfür zu rüsten, arbeiten die Berater mit ihnen die Fragenkataloge des BAMF durch und stehen für damit verbundene Fragen und Probleme zur Verfügung. Es kommt natürlich vor, dass Sprachbarrieren entstehen, da viele Bewerber weder Deutsch noch Englisch sprechen. Dann wird auf Verwandte, Freunde oder Mitarbeiter des Asylarbeitskreises zurückgegriffen. „Da findet sich immer jemand. Man kann sich zur Not auch mit Händen und Füßen verständigen.“

Das Studentenwerk der Universität Heidelberg bietet schon länger ein Programm an, in dem Studierende von Volljuristen in typisch studentischen Rechtsproblemen gratis beraten werden. Auch an anderen deutschen Unis gibt es bereits vergleichbare studentische Initiativen. ProBono versteht sich jedoch nicht nur als Anlaufstelle für Studenten, sondern für jeden, der die Hilfe braucht. Es ist die erste studentische Einrichtung dieser Art, die sowohl Zivil- als auch Asylrecht unter einem Organisationsdach vereint.

Um die Beratung wirklich völlig kostenfrei anbieten zu können, müssen die Studenten kreativ werden und sich um vielgestaltige Unterstützung bemühen. Die unterstützenden Volljuristen leisten ihren Beitrag ebenfalls unentgeltlich. Neben E-Mail und Telefon bilden persönliche Gespräche die Kommunikationsbasis, die entweder in vom Asylarbeitskreis zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten oder in beliebigen Cafés geführt werden. Auch das schafft wieder eine angenehme, unkomplizierte Atmosphäre. „Die Leute, die zu uns kommen, wollen gerade nicht in die Kanzleien. Sie suchen ein Umfeld in dem sie sich wohl fühlen“, betont Jan. Die Kosten, die dennoch entstehen, so zum Beispiel für Fahrten zu finanzschwachen Mandanten außerhalb Heidelbergs oder für den Onlineauftritt, werden vom Mitgliedsbeitrag in Höhe von zehn Euro pro Monat gedeckt.

Besonders bemerkenswert ist der Nutzen, den beide Seiten aus der Zusammenarbeit ziehen. Zum einen profitieren die Mandanten, denen die Probleme abgenommen werden, zum anderen stellt es für Jurastudenten eine Möglichkeit dar, bereits im Studium praktische Erfahrung zu sammeln. „Studenten sollten nicht im Elfenbeinturm der Lehre sitzen. Sie sollten richtige Menschen mit echten Problemen sehen.“ Und genau das bietet das sehr abstrakte, theoretische Studium nicht. Eigenverantwortliches Arbeiten am realen Fall, Kontakt mit Mandanten und trotzdem gewisse Sicherheit in der Hinterhand – das versprechen sich die Berater. „Außerdem kann es gut fürs Studium sein“, ergänzt Jan. „Wenn du frustriert bist, weil du eine komplexe Dogmatik nicht verstehst, kannst du etwas anderes, trotzdem juristisches machen. Da merkst du, wie viel du schon weißt. Das wiederum motiviert dich für dein Studium.“

Jeden Fall kann die Gruppe nicht annehmen. Unter anderem Fälle, die vor Gericht verhandelt werden müssen, werden abgelehnt. „Wir kümmern uns, so gut wir können, aber trauen uns erst mal nur eine bestimmte Menge zu. Wir wollen die Leute nicht ins Risiko drängen“, betont Jan.

Die Frage, die sich aufdrängt, bleibt: Wie kompetent kann ein Team sein, das aus Studenten besteht, die mitunter erst das zweite Semester besuchen und somit gerade an der Oberfläche des Zivilrechts schaben, wo Migrationsrecht nicht einmal ansatzweise Thema ist?

Da die Arbeit im Migrationsrecht sehr konkret ist und sich auf die Bewältigung der Fragenkataloge konzentriert, ist wenig juristisches Fachwissen erforderlich. In Schulungen bereiten spezialisierte Volljuristen die Berater vor. Die zivilrechtliche Arbeit erfordert mehr dogmatische Kenntnis. Die angenommenen Fälle werden in Zweiergruppen bearbeitet. Einer der beiden ist immer ein Student höheren Semesters. Durch die Zusammenarbeit können die jungen Mitglieder von den älteren lernen. Die Teams erarbeiten ein juristisches Gutachten, wie es auch in Klausuren an der Universität gefordert ist. „Das kriegt man mit einer Zwischenprüfung schon gut auf die Reihe“, versichert Jan. Zuletzt werden die Berater von spezialisierten Volljuristen begleitet, die die erstellten Gutachten überprüfen und Anregungen zur Verbesserung liefern. Zudem gilt es in der Vereinsarbeit, auch nicht-juristische Aufgaben zu bewältigen. Das betrifft die Organisation, Fahrdienste, Internetmanagement und andere administrative Arbeiten. Wer sich juristisch noch nicht firm genug fühlt, kann hier trotzdem helfen.

Das Arbeiten für ProBono, besonders die Übernahme von leitenden Aufgaben, nimmt sehr viel Zeit in Anspruch. „Es ist machbar. Wir ziehen viele Multitasker an. Diese Leute sind bereits engagiert und können Zeit gut managen“, versichert Jan. Und in der Tat, das junge Team besteht aus vielen Gesichtern, die man aus Organisationen wie Amnesty International, der StudZR und anderen Projekten schon kennt.

Für die Zukunft des Vereins hat Jan einen Wunsch: „Ziel ist es, und sei es erst in 20 oder 30 Jahren, dass ProBono Heidelberg eine nicht mehr wegzudenkende Institution der Juristenausbildung in Heidelberg wird, so wie es heute Elsa, die StudZR oder die Fachschaft gibt. Die Professoren sollen davon reden.“ **(chd)**





Kunterbunt weiterfeiern

Im Pfaffengrund eröffnet die Villa Nachttanz im kommenden Winter ihre neuen Räumlichkeiten

Die Villa Nachttanz. Der sagenumwobene Ort Heidelbergs, der in lauen Sommernächten feierwütige Studenten anlockt. Sie ist Veranstaltungsort für Konzerte, Partys und Lesungen. Egal ob in der Atmosphäre des Gartens oder drinnen neben dem DJ, wer die Villa betritt vergisst den Unistress. Und bei Getränkepreisen um einen Euro lassen sich die Sorgen leicht auf einen anderen Tag verschieben.

Seit langem kursieren Gerüchte, dass die Villa umzieht, oder schließt sie? Vielleicht bleibt sie auch wo sie ist? Und wenn sie doch umziehen sollte, wo wird sie in Zukunft sein? Wird sie genauso einzigartig wie zuvor? Vor einem halben Jahr wurde das Geheimnis gelüftet.

Hinter der Villa Nachttanz steckt der Verein „Villa Nachttanz – aktiön2001“. Gegründet 2001, um durch Demonstrationen auf das geringe Kultur- und Raumangebot für junge Menschen in der Studentenstadt Heidelberg aufmerksam zu machen. Im selben Jahr mietete der Verein ein altes Haus im Stadtteil Wieblingen und renovierte es Stück für Stück. Alle Mitglieder arbeiten ehrenamtlich für die Villa. Wie viele Veranstaltungen es gibt, hängt ganz von ihrem Engagement ab. Besonders stolz sind die Mitglieder darauf, dass sich ihr Projekt jetzt schon lange selbst trägt. Bei den Veranstaltungen arbeiten hauptsächlich ehrenamtliche Mitarbeiter. Die Leute hinter der Bar, an der Kasse und auch die Organisatoren bekommen kein Geld dafür. Daher ist es sehr wichtig, dass auch immer neue Leute nachkommen, die sich mit einbringen wollen. Sollten sie einmal ausbleiben, können zum Beispiel die niedrigen Getränkepreise, aber auch die zahlreichen kostenlosen Veranstaltungen nicht mehr stattfinden und wir müssen in Zukunft mehr Geld für einen schönen Villaabend ausgeben. Um dies zu verhindern, wurde eine offene Sitzung eingerichtet. Sie findet jeden ersten Dienstag im Monat um 20 Uhr in der Villa Nachttanz statt. Dabei werden Möglichkeiten zum Mithelfen angeboten und aktuelle Probleme diskutiert.

So viel Liebe und Arbeit die Helfer auch in das Haus und die Veranstaltungen gesteckt haben, der Mietvertrag endete vor sechs Jahren und seitdem wurde nach einem alternativen Standort gesucht. Während der Suche wurde der Mietvertrag immer wieder für kurze Zeit verlängert, dadurch konnte zum Glück in der alten Villa weitergefeiert werden. Den alten Standort werden alle sehr vermissen und am liebsten hätte der Verein das alte Haus einfach renoviert. „Ein Teil unserer Mitglieder ist schon von Anfang an dabei oder zumindest lange Jahre und haben das alles mitgeschaffen und gestaltet. Das ist einfach unsere Villa, bissle Chaos, nicht perfekt, aber genau so haben wir es uns gewünscht“, sagt Villa-Mitglied Nadine.



Foto: Villa Nachttanz

Aus dieser Baustelle wird im Sommer die neue Villa Nachttanz im Pfaffengrund

Die Suche nach einem neuen Haus dauerte sehr lange. Es musste berücksichtigt werden, dass keine Nachbarn gestört werden und der Standort auch nachts noch gut mit öffentlichen Verkersmitteln zu erreichen ist. 2010 wurde ein Gebäude im Klingenbühl, ehemals ein Wohnhaus, zum ersten Mal in Betracht gezogen. Da das Haus zu klein war und nur das Erdgeschoss genutzt werden darf, holte man Architekten hinzu um einen Anbau zu konzipieren, alles Nötige zu planen und zu beantragen. Dadurch konnten vor einem halben Jahr die ersten Bauarbeiten beginnen und sogar das Richtfest wurde im Mai schon gefeiert.

Seit ihren Anfängen ist die Villa Nachttanz ein fester Bestandteil der jungen Kulturszene Heidelbergs. Sie ist zu einem beliebten, unkommerziellen und selbstbestimmten Ort geworden, der die Stadt bereichert. „Kultur für alle“ ist das Motto. Deshalb ließen sich außer den ehrenamtlichen Mitarbeitern auch Oberbürgermeister Eckart Würzner, Alt-Stadtrat Reiner Nimis, der sich schon zu seiner aktiven Zeit im Stadtrat für das Projekt Villa Nachttanz einsetzte, und viele weitere Stadträte und Mitarbeiter der Stadtverwaltung dieses Ereignis nicht entgehen. „Jetzt haben wir eine kulturelle Meile vom Karlstorbahnhof in den wilden Westen der Stadt im Pfaffengrund“, witzelte Nimis. Wie wichtig das Projekt für die Stadt und ihre Zukunftspläne ist, zeigt sich durch die finanzielle Unterstützung von rund 460 000 Euro. Auch die Heidelberger Unternehmen beteiligen sich an dem Projekt. Einen großen Beitrag leisteten ehrenamtliche Helfer. Durch ihre Arbeit auf der Baustelle konnten bisher fast 50 000 Euro bei den Bauarbeiten eingespart werden. Durch das herzliche Engagement an dem neuen Standort der Villa verringert sich natürlich etwas der Abschiedsschmerz, den sowohl alle ehrenamtlichen Mitarbeiter, als auch langjährige Gäste empfinden. „Diesen über die Jahre gewachsenen Standort werden wir sehr vermissen. Aber mit jedem Tag, an dem wir auf der neuen Baustelle schuften, stecken wir einen Teil von uns dort rein“, sagen sie. Leider sind langsam alle Ersparnisse aufgebraucht und das Team denkt über alternative Finanzierungsmöglichkeiten nach, um das Haus und den Garten nach dem Umbau wieder gemütlich zu machen. Soliformate und Crowdfunding sind derzeit im Gespräch.

> „Wir wollen versuchen von der alten Villa so viel wie möglich mitzunehmen“

Bis zum großen Umzug in das neue Haus ist allerdings noch viel zu tun. Im Mai veröffentlichte der Verein erste Bilder des neuen Hauses im Online-Forum der Villa. Es ist jedoch noch viel Phantasie nötig um auf ihnen die neue Party-Location zu erkennen. Die Ansprüche an die Villa bleiben die gleichen. Auch in der neuen Unterkunft sollen Lesungen, Partys, Konzerte, Poetry Slams und vieles mehr stattfinden. In Zukunft sollen auch wieder verschiedene Workshops im Angebot stehen. Besonders die angebaute Halle soll den zukünftigen Konzerten zu Gute kommen. Mit der vergrößerten Fläche können mehr Gäste eingelassen werden und somit auch größere Acts stattfinden. „Wir bieten jungen, experimentellen und vor allem neuen Künstlern eine Plattform: ob auf der Bühne, hinterm DJ-Pult, durch Ausstellungsmöglichkeiten oder über Workshops“, erklärt Nadine. Und was darf auf keinen Fall fehlen? Ein großer Garten. Er umfasst das neue Gebäude und war dem Verein besonders wichtig. „Auch dort möchten wir aus dem Garten eine Stadt-Oase machen. Einfach allen Konventionen entfliehen, vom Alltag abschalten und chillen“, schwärmt Nadine. Bis am Ende des Jahres, voraussichtlich November oder Dezember, die neue Villa eingeweiht werden kann steht allerdings noch das Festivilla 2014 an. **(mak)**

Heidelberger Notizen

Lärmbelästigung – Ein Gutachten über den Lärmpegel in der Altstadt hat ergeben, dass in wenigen Gassen den Lärmrichtwert von 45 Dezibel um mehr als 10 bis 15 Dezibel überschritten werden. (Zum Vergleich: Eine normale Gesprächslautstärke liegt bei 40 bis 60 Dezibel.) Wie üblich fordert die Anwohner-Lobby, vertreten durch den Verein Alt-Heidelberg und der Initiative „Leben in der Altstadt“, deshalb längere Sperrzeiten und schärfere Kontrollen. Der Hotel- und Gaststättenverband Dehoga plädiert dagegen für die liberaleren Landesregelungen. Welche Maßnahmen von Seiten der Stadt ergriffen werden, ist bislang noch offen. Erneut diskutiert wird eine Ausweitung der Sperrzeiten. Den Kneipen in Heidelbergs einzigem Ausgehviertel könnte ein Betriebschluss von 0 Uhr unter der Woche und 1 Uhr am Wochenende drohen.

Fraktionswechsel – Am vergangenen Sonntag gab Waseem Butt, ehemaliger Spitzenkandidat der Liste Generation HD, bekannt, dass er noch vor der konstituierenden Gemeinderatssitzung zur CDU wechseln wird. Damit bildet diese mit nun elf Sitzen die stärkste Fraktion im Gemeinderat. Die Generation HD, behält gemeinsam mit der GAL zwar ihre Koalitionsstärke, spricht aber von Wählertäuschung. Der Einzug in den Gemeinderat wäre für Butt über die CDU-Liste unwahrscheinlicher gewesen. **(avo/kgr)**

Richtigstellung

Zum Artikel „Studentische Stadträte“ der *ruprecht* Ausgabe Nr. 150 muss Folgendes richtiggestellt werden: Der Name des studentischen Stadtrats der SPD lautet Andreas Grasser, nicht Grassner. Sein Referendariat wird er in diesem Herbst nicht in einer Kanzlei, sondern am Landgericht Heidelberg beginnen. Es war Grasser und nicht Matthias Kutsch (CDU), der sagte: „Da kommen in der Woche sicher 15 Stunden zusammen, die in das Amt des Stadtrates investiert werden müssen“. Kutsch wiederum sagte, dass Heidelberg „kommunalpolitisch sehr vielseitig“ sei. Durch die Einfügung eines Absatzes ging möglicherweise missverständlich hervor, Kutsch habe lediglich durch seine Tätigkeit als Vorsitzender der JU Heidelberg sein Studium ruhen lassen müssen. In Wirklichkeit war dies aber auch wegen seiner Funktion als Bundesvorsitzender des RCDS der Fall, bei der es sich auch nicht um ein Praktikum handelte. **(mit)**

Angebote des Hochschulteams

Check der Bewerbungsunterlagen am 16.7. und 13.8.
in der AA Heidelberg - Anmeldung per E-Mail erforderlich!

Offene Sprechstunde:
Zentrale Studienberatung, Seminarstraße 2, 1.OG
bis Ende Juli: Dienstag 10-15 Uhr und Freitag 10-13 Uhr
im August: Dienstag 10-15 Uhr

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg



Romantik to go

Heidelberg zieht jährlich hunderttausende Touristen aus aller Welt an. Wie lernen sie die Stadt am Neckar kennen?



Fotos: fel



Dichter, weißer Nebel erhebt sich aus dem Wald und umwabert das Schloss. Aus dem grauen Himmel prasselt der Regen seit Stunden nieder. Hastig eilen die Menschen vorüber. Einige Touristen aber harren tapfer unter ihren Regenschirmen aus, blicken bewundernd zu Heidelbergs berühmtestem Wahrzeichen empor. Selbst jetzt, im grauen Dunst der diesigen Luft, in diesem verregneten Juli, übt es eine unbestreitbare Faszination aus. Eine Faszination, die Heidelberg zum Inbegriff der Romantik werden ließ – und die sich für die Stadt als Goldgrube von unermesslichem Wert erweist.

Jahr für Jahr pilgern tausende Touristen nach Heidelberg (letztes jahr waren es über 600 000). Sie suchen die altehrwürdige Aura jahrhundertealter Häuser und Gassen, den Charme der Studentenstadt, das historische Ambiente in idyllischer Lage. Was aber entdecken sie wirklich in Heidelberg? Was sehen sie von der Stadt? Kurz: Wie nehmen sie Heidelberg wahr?

Der schnellste Weg, um möglichst viel über die Stadt zu erfahren, ist es, eine der zahlreichen Stadtführungen mitzumachen, die von mehreren Anbietern offeriert werden. Allein die städtische Tochtergesellschaft „Heidelberg Marketing GmbH“ (die allerdings als Unternehmen eigenständig agiert) bietet knapp ein Dutzend Altstadtführungen mit und ohne Schloss, dazu Themen-, Kostüm- und Sondervorführungen, Fahrrad- und Segwaytouren und dergleichen mehr. Der kürzeste Altstadtrundgang dauert eineinhalb Stunden - geradezu ideal für viele Touristen, die nur einen Tag in Heidelberg sind. Besonders für asiatische Touristen ist die Anreise weit und teuer, japanische Arbeitnehmer haben oft nur eine Woche Ferien am Stück. Für Heidelberg bleibt da oft nur ein Zwischenstop auf der Deutschland- oder Europareise.

In dieser Zeit wollen sie möglichst viel erfahren. Am Neckarmünzplatz oder am Schloss entsteigen sie ihren Reisebussen, über den Marktplatz geht es durch die Altstadt. Sie genießen den Ausblick vom Karlsplatz auf das Schloss, gehen durch die Hauptstraße, passieren die bekanntesten Sehenswürdigkeiten: Alte Brücke, Heiliggeist- und Jesuitenkirche, Karzer und Universitätsplatz mit Löwenbrunnen. Diesmal ist das Wetter gut, an jeder Ecke begegnet man neuen Gruppen, oft leicht zu erkennen an Bändern mit Plastikkarten oder den hochgereckten Schirmen und Schildern der Reiseführer. Zu den Sehenswürdigkeiten gibt es eine Fülle an Informationen und einen Einblick in die Geschichte Heidelbergs. Am Ende wissen die Touristen alles über das Schloss und die Kurfürsten, die Reformation und die Zerstörung der Stadt, über die Universität und die Heidelberger Romantik, wissen vermutlich sogar mehr als die meisten Einheimischen - und werden doch, so steht zu vermuten, das meiste wieder vergessen. Was bleibt, sind zahllose Fotos, von sich und anderen vor historischen Bauten. Besonders beliebt ist der Brückenaffe.

Der Hauptgrund für Heidelbergs Popularität dürfte wohl, neben der Lage, das historische Zentrum sein, das, anders als in den meisten anderen deutschen Städten dieser Größe, seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr zerstört wurde. Dichter wie Eichendorff, Brentano und Arnim haben im 19. Jahrhundert den Mythos des romantischen Heidelberg geschaffen, dessen Strahlkraft seither ungebrochen ist. In den USA machten vor allem Mark Twain und die Operette „Der Studentenprinz“ die Stadt am Neckar bekannt. Und für asiatische Besucher sind Bauten wie das Schloss einfach faszinierend fremdartig. „Für uns ist Heidelberg ziemlich exotisch“, erklärt Herr Chung, ein freundlicher, älterer Herr aus Korea. „Die alten Gebäude sehen ganz anders aus als alles, was es bei uns gibt, und vor allem dieses siebenhundertjährige Schloss hat mich begeistert.“

In den paar Stunden, die nach der Führung noch bleiben, erkunden die meisten auf eigene Faust die Stadt, meist in kleinen Gruppen. Vor allem die Hauptstraße und die angrenzenden Seitenstraßen werden frequentiert; Eine Gruppe junger Asiatinnen fällt im Germanistischen Seminar ein, und eine Abteilung amerikanischer Senioren entschließt sich entzückt zur Einkehr in eines der „beautiful brewhouses“. Die japanische Studentin Koo hat mit ihrer Freundin das Kurpfälzische Museum entdeckt und ist regelrecht begeistert. Die meisten aber landen früher oder später in einem der zahlreichen Souvenirläden der Altstadt, dem „Unicorn“ oder „Käthe Wohlfahrt“, das außerhalb der Weihnachtssaison vor allem vom Tourismus lebt. Asiaten schätzen dabei vor allem kleinere Souvenirs, Amerikaner Weihnachtspyramiden und Kuckuksuhren, weiß Felicitas Hoeptner von der Pressestelle. „Am beliebtesten sind Räuchermänchen; das sind „Trophäen“, die der Nachbar nicht hat.“

Inwieweit Touristen Heidelberg jenseits von Klischees kennenlernen, bleibt dabei fraglich. Zu Einheimischen haben sie während ihres kurzen Aufenthalts von höchstens einem Tag jedenfalls kaum Kontakt. Auch zu ein paar Stunden gemütlichen Bummelns und Entdeckens fehlt die Zeit, denn der Bus wartet bereits.

Morgen, erklärt Herr Chung, ist er bereits in Düsseldorf. **(mab)**

Ausgeschenkt

Zwischen Kult und Kippe

Die „Neckarpfalz“ bietet Einblick in das fast vergessene Faszinosum der deutschen Eckkneipe

An der Ecke Theodor-Körner Straße/ Bergheimerstraße scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Hier, wo die Straßenbahnlinie 22 nach Eppelheim rattert und ein Auto nach dem Anderen vorbeirauscht, steht der matt rote Hochhausanbau, in dem sich das Raucherlokal „Zur Neckarpfalz“ befindet.

Noch an der Tür zweifeln wir, ob wir hier tatsächlich in den Genuss eines Bieres kommen werden. Grund dafür ist ein Schild, das auf die WM-Aktion hinweißt, bei der der Wirt für jedes Deutschland-Tor einen Hausschnaps spendiert. Am Vorabend hat Deutschland den brasilianischen Gastgeber mit 7:1 aus dem Turnier geworfen. Doch die „Neckarpfalz“ muss einen gut gefüllten Keller haben, denn nachdem wir uns an der Nikotinwand zu unserem Tisch vorbeigeschoben haben bekommen wir schnell unser ersehntes Bier.

Das Ambiente erinnert an einen Trödelbasar. Neben Plastikblumen-Tischschmuck und ein paar alten Salzstangen fallen vor allem die grauen, abgehangenen Vorhänge und zahlreiche, blinkende Spielautomaten auf. Auch einen Tischkicker, eine Dartscheibe und einen großen, stets laufenden Fernseher hat die „Neckarpfalz“ zu bieten.

Das Publikum ist breit gefächert. Vom in der Ecke stillschweigend, trinkenden Opa, über den lässig rauchenden Rocker am Billardtisch, bis hin zum energisch diskutierenden Stammtisch scheint sich hier jeder wohl zu fühlen. Offensichtlich kennt man sich, denn alle sprechen sich mit Vornamen oder alternativ mit Schatz(i) an.



Fotos: fha

Die „Neckarpfalz“ in Bergheim bietet originales Eckkneipen-Feeling

Trotzdem werden auch wir Eindringlinge freundlich aufgenommen, wie wir bei einer Partie am Kickertisch erfahren dürfen. Vielleicht jedoch auch nur, weil wir letztlich chancenlos verlieren.Erst vor Kurzem hat der Spiegel von solchen aussterbenden Eckkneipen berichtet, die immer öfter unter einer Invasion von Studenten zu leiden hätten. Kritisch wird dieses Phänomen als Milieu-Tourismus von Akademikern zum Proletariat beschrieben, wodurch Charme und Seele dieser Kneipen verloren gingen. Tatsächlich weiß der Wirt zu berichten, dass sich auch in der „Neckarpfalz“ immer öfter Studenten tummeln. Ihn freut der Trend jedoch und so betreibt er seit einigen Monaten extra auch eine Facebook-Seite. Neben der studentischen Neugier vermutet er, dass in den langen Öffnungszeiten und den niedrigen Preisen weitere Gründe für die Popularität liegen könnten. Stolz verweist er auch auf die Happy Time, bei der es donnerstags bis samstags immer zwischen 17:00 und 24:00 Uhr Schnäpse für einen Euro gibt und Asbach- oder Bacardi-Cola für schmale zwei Euro.

Für Fußballfans zeigt die Sky-Kneipe nicht nur während der WM beinahe alle wichtigen Spiele, sondern auch währrend der Bundesliga-Saison kann man hier seinem Team die Daumen drücken. Zu vielen Spielen bietet die „Neckarpfalz“ auch ein Tippspiel zum Preis von einem Euro an.

Attraktiv machen die „Neckarpfalz“ in erster Linie aber nicht die billigen Sonderangebote, sondern das kultige Gefühl, dass man ab der ersten Sekunde verspürt. Zwar mussten wir unsere Klamotten doppelt waschen um die Rauchspuren zu beseitigen, doch die bunte, teils skurrile Kundschaft und das wild zusammen gewürfelte Inventar vermittelten uns einen Einblick in ein aussterbendes Faszinosum, das es zu wahren gilt.

Es scheint, als ob die „Neckarpfalz“ versucht, eine Balance zwischen der alt eingesessenen Kundschaft und neuen Gästen zu suchen. Dass die schrullige Eckkneipe aber längst Kultstatus genießt, beweist ein Song des Heidelberger Rappers Toni L., Mitbegründer der Band Advanced Chemistry, die in den 90er Jahren für bundesweite Schlagzeilen sorgte. Er würdigte das eigenwillige Flair, indem er die „Neckarpfalz“ als Drehort seines Musikvideos zum Lied Funkjoker auswählte. Ob man die „Neckarpfalz“ nun verächtlich als Spelunke oder Kaschemme betiteln oder positiver als Original und Kult feiern möchte, bleibt letztlich wohl im Ermessen des Besuchers. Eine außergewöhnliche Alternative zu den 08/15-Bars der Heidelberger Altstadt bietet die „Neckarpfalz“ in jedem Fall. **(fha)**

Preisliste

Bier (0,4)	2,20 €
Schnäpse	1,00 €
Limo	2,00 €
Tischkicker	0,50 €
Salzstangen	0,00 €

Bergheim
Theodor-Körner Straße 1

Öffnungszeiten:
Wochentags 9:00 bis 3:00 Uhr
Wochenende 9:00 bis 4:00 Uhr

Halblauter Jubel

Dass die Deutschen den Ausbruch des Ersten Weltkriegs mit einmütiger Begeisterung begrüßt haben, ist eine weit verbreitete Legende. Die Forschung weiß: Die patriotische Euphorie war begleitet von Panik und Entsetzen. Auch in Heidelberg waren die Reaktionen gemischt, wenngleich der Chor der Intellektuellen vieles übertönte. Von Kai Gräf

Jeder fühlte sich über sich selbst hinauswachsen im Einswerden mit einem größeren Ganzen. Die Erschütterung der Seele durchbrach die Schranken unseres Einzelseins, und das einsame begrenzte bedürftige Ich flutete hinüber in den großen Strom der Gemeinsamkeit. In der Ahnung eines riesenhaften welthistorischen Geschehens, das für Jahrhunderte Schicksal bestimmend ist, fühlten wir uns, in nie erlebter Leibhaftigkeit zum ‚Volke' vereint, zum lebendigen Organismus, in dem alle Glieder durch dieselbe starke Liebe zum Vaterland und, in der Stunde der Not, durch dieselben menschlichen Schicksale und Aufgaben verbunden wurden. Und im Untergang unserer Ichheit und seines Sonderseins in dieser lebendigen Einheit empfinden wir uns selbst zurück als Wesen von höherer sittlicher Würde, einer Würde, die in der bedingungslosen Bereitschaft zum Einsatz des Selbst für das Ganze bestand."

Diese Erinnerung Marianne Webers an den August 1914, so befremdlich sie sich heute liest, beschreibt treffend die Vorstellung vom Beginn des Ersten Weltkrieges, wie sie sich über viele Jahrzehnte im kollektiven Gedächtnis der Deutschen gehalten hat. Die zerklüftete wilhelminische Gesellschaft sei bei Kriegsbeginn zu einer nationalen Einheit verschmolzen, so das Narrativ; das „Augusterlebnis" habe alle Klassen- und Milieugegensätze mit einem Mal versöhnt. Viele Intellektuelle empfanden – genau wie Marianne Weber, die Ehefrau des großen Heidelberger Soziologen – den Kriegsausbruch als überwältigende Einheitserfahrung.

Die Forschung hat dieses Bild erst in den letzten Jahrzehnten deutlich relativiert: Patriotische Begeisterung stellt demnach nur ein Element in einem ganzen Spektrum von Reaktionen dar, das überdies je nach Gesellschaftsschicht, Region, Geschlecht und Alter unterschiedlich ausgeprägt war. Die vermeintlich allgemeine Kriegsbegeisterung blieb tatsächlich auf bürgerlich-akademische Schichten begrenzt. In der Arbeiterschicht, bei der Landbevölkerung und in den Grenzregionen überwog dagegen Besorgnis.

Heidelberg freilich war zu diesem Zeitpunkt stark bildungsbürgerlich geprägt; die Nationalliberalen bildeten die politisch stärkste Kraft. Entsprechend war auch die Euphorie hier größer als anderswo: „Überall gehobene patriotische Stimmung und Begeisterung ohne gleichen", hält die *Heidelberger Zeitung* (damals eines von vier täglich erscheinenden Blättern) am 31. Juli die Gemütslage in der Stadt fest, andere Beobachter sprachen von einem „nationalen Fest".

Am Tag zuvor hatte eine Falschmeldung die Bevölkerung in Unruhe versetzt. Fälschlicherweise war der Befehl zur Mobilmachung verkündet worden, und trotz eines raschen Widerrufs wollte die Spannung nicht mehr weichen: Bis spät in die Nacht zogen nach Zeitungsberichten mehr als zweitausend Menschen durch die Hauptstraße zwischen Bismarckplatz und Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem heutigen Universitätsplatz, sangen patriotische Lieder und lauschten vaterländischen Reden. Als am 1. August Oberbürgermeister Ernst Walz vom Balkon des Rathauses den (diesmal echten) Mobilmachungsbefehl verlas, wirkte die Gewissheit über den Kriegszustand wie eine Erlösung.



Foto: Stadtarchiv Heidelberg

Die Erklärung der Mobilmachung: Am 1. August 1914 verkündet Oberbürgermeister Ernst Walz vom Balkon des Rathauses den Beginn des Krieges.

So jedenfalls berichten es die historischen Quellen. Es sind dieselben Phänomene, die sich in diesen Tagen überall im Deutschen Reich finden. Am Heidelberger Beispiel lässt sich die Schwierigkeit, die vorherrschenden Empfindungen im August 1914 angemessen zu beurteilen, gut verdeutlichen: Muss man die Menschenmassen auf den Straßen als Ausdruck einer verbreiteten Kriegsbegeisterung deuten – oder sind sie einfach das Ergebnis erheblicher Nervosität? Lässt sich die aufgeregte Bewegung in der Altstadt nicht einfach durch die Tatsache erklären, dass Litfaßsäulen und Extrablätter die wichtigsten Informationsmedien der Zeit waren? Das spontane Liedersingen und die enorme Zahl an Kriegsfreiwilligen mögen die patriotische Begeisterung vieler Menschen belegen – Hamsterkäufe in den Lebensmittelgeschäften, um ihr Guthaben fürchtende Kunden vor den Sparkassen sowie die hysterische Angst vor Spionen bezeugen dagegen die ängstliche bis panische Seite der Reaktionen. In Heidelberg entstand vereinzelt gar die Furcht vor einer französischen Invasion.

Die Stimmung in der Bevölkerung muss man also zumindest differenzierter beschreiben: „Groß war die Begeisterung bei der Bekanntgabe der Mobilmachung", behauptete zwar das *Heidelberger Tageblatt*. „Frauen weinten, Kinder, die das Rätsel dieser Stunde nicht zu lösen vermochten, schauten sorglos in das Gewühl", ergänzten aber die *Heidelberger Neuesten Nachrichten*.

Wie die Bevölkerung auf den Krieg reagierte, hängt dabei nicht nur von den unterschiedlichen Phasen ab (so gab es nach dem Ultimatum Österreich-Ungarns an Serbien eine Welle der Solidarität für den Nachbarstaat, während kurz vor Kriegsausbruch gespannter Ernst das Stadtbild beherrschte), sondern auch von der sozialen Schicht: Während man sich im bürgerlichen Milieu den Krieg als „groß und wunderbar" (Max Weber) ausmalte, veranstalteten die Sozialdemokraten noch am 30. Juli eine Friedenskundgebung. Erhoffte man sich in der theologischen Sinndeutung eine moralische Besserung der Menschen, beherrschte die Handschuhsheimer Bauern dagegen die Sorge, wie man ohne die vom Heer beschlagnahmten Pferde die bevorstehende Ernte einbringen solle.

Diese oft widersprüchliche Mischung der Gefühle findet sich teils sogar bei ein und derselben Person: Etwa der des Universitätsrektors Eberhard Gothein, der noch Ende Juli an seine Frau schreibt, wie „seltsam" er die patriotische Begeisterung findet – und dennoch weihevolle Worte findet, als er am Abend des 2. August auf der von Stadt und Universität gemeinsam einberufenen „vaterländischen Versammlung" spricht.

Diese Veranstaltung, auf der neben Gothein auch der Theologe Ernst Troeltsch in der überfüllten Stadthalle sprach, belegt auch für Heidelberg, wie die ideologische Verklärung des Ersten Weltkriegs unmittelbar nach seinem Beginn einsetzte. Für Troeltsch, der als einer der umtriebigsten Kriegspublizisten einer ohnehin sehr beredten Gelehrtenwelt gilt, waren die Ursachen des Krieges „slawische Herrschsucht" und französische Revanchelust. Die Überzeugung, dass Deutschland einen gerechten Verteidigungskrieg führe, war für Troeltsch ebenso selbstverständlich wie die Chauvinismen von der „slawischen Tücke" und der „barbarischen Wut", mit denen er den Kriegsgegner Russland belegte.

Man darf sich über Intellektuelle wie Troeltsch, Gothein und die eingangs zitierte Marianne Weber nicht täuschen: Sie als rückwärtsgewandte Nationalisten abzuurteilen ist weder sachlich richtig (tatsächlich galten die Heidelberger Gelehrten als vergleichsweise liberal), noch beantwortet es die Frage, warum sie den Krieg deuteten, wie sie ihn deuteten und dabei zum Teil an ihrem eigenen Verstand vorbeiargumentierten. Wenn Troeltsch dem westlichen Liberalismus den deutschen Geist gegenüberstellt, wenn er einen Dualismus konstruiert zwischen pluralistischer Technokratie und organischer Kultur, und besonders, wenn er aus dem Rationalismus seiner Zeit eine Wiederkehr der Religion herbeisehnt – dann steckt dahinter mehr als die opportune Rechtfertigung der eigenen Sache.

Es scheint, als ob die deutschen Intellektuellen im Weltkrieg eine Unterbrechung der fortschreitenden „Entzauberung" der Welt (wie sie Max Weber später nennen sollte) erblickten. „So zerbrechen auch uns heute alle rationellen Berechnungen", erklärt Troeltsch fast entzückt, und „überall wagt sich der Glaube hervor, der wohl überhaupt nicht so tot ist, wie es scheint". Für viele Intellektuelle scheint sich im August 1914 die letzte Gelegenheit aufzutun, sich gegenüber dem Herandrängen einer als bedrohlich empfundenen Moderne zurück in die Vergangenheit zu flüchten.

Auch ein Ernst Troeltsch wird allerdings gewusst haben, dass die Verlaufsrichtung der Zeit nur den Weg nach vorne zulässt, und so fand sich, wer noch Ende Juli das romantische Flackern der letzten Schlossbeleuchtung vor dem Krieg bestaunt und am 2. August den Rednern in der Stadthalle frenetisch applaudiert hatte, bald im Kanonendonner der Schützengräben wieder. „Von Heidelberg nach Paris" hatte jemand auf einen der Truppenzüge geschrieben. Unter den Soldaten befand sich der Großteil der damals etwa zweieinhalbtausend Heidelberger Studenten. Mehr als ein Fünftel von ihnen sollten in den nächsten viereinhalb Kriegsjahren fallen: Bei einer Trauerfeier der Universität im Juli 1919 hatte die Ruperto Carola 497 Tote zu beklagen.

Den meisten ihrer akademischen Lehrer blieb der Fronteinsatz erspart. Sie setzten ihren ideologischen Einsatz vom Schreibtisch aus fort, veranstalteten unzählige Kriegsvorträge und „Vaterländische Volksabende". Damit wurden sie Teil dessen, was man „geistige Mobilmachung" nennt. Ihre Schriften und Reden haben dazu beigetragen, dass der Kriegsbeginn von 1914 zum „Augusterlebnis" verklärt wurde. Tatsächlich aber erlebte auch die Heidelberger Bevölkerung – bei allem Jubel – den Kriegsbeginn vielschichtiger.

„Ein großes Abenteuer“

Der Germanist Helmuth Kiesel ist spezialisiert auf Literatur des 20. Jahrhunderts und forscht unter anderem zu Ernst Jünger. Ein Gespräch über die Literatur zum Ersten Weltkrieg

Herr Kiesel, dieses Jahr jährt sich zum hundertsten Mal der Beginn des Ersten Weltkriegs. Wie wurde dieses Ereignis in der deutschen Literatur verarbeitet?

Helmut Kiesel: Die Frage, wie der Erste Weltkrieg in der deutschen Literatur verarbeitet wurde, lässt sich nicht kurz beantworten, denn es sind eine Reihe von großen, bedeutenden Werken erschienen, die den Ersten Weltkrieg als ein epochales Ereignis dargestellt haben. Einige dieser Werke kamen kurz nach dem Krieg, wie Ernst Jüngers Kriegsbericht „In Stahlgewittern“, der erstmals 1920 gedruckt wurde. Die meisten erschienen aber zehn Jahre nach dem Weltkrieg, also ab 1928/29 und in den folgenden Jahren. Man sprach schon damals von einer „Wiederkehr des Weltkriegs in der Literatur“. Damals sind die großen Weltkriegsromane entstanden, wie Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ oder Ludwig Renns „Der Krieg“ und andere, die den Weltkrieg aus der Erfahrung von Kriegsteilnehmern dargestellt haben – ein großer Teil der Autoren war im Krieg an verschiedenen Fronten und in verschiedenen Funktionen eingesetzt worden. Es gibt aber auch Romane, etwa Siegfried Kracauers „Ginster“ und Ernst Glaesers „Jahrgang 1902“, beide von 1928, die den Krieg aus der Sicht von jüngeren Menschen schildern, die nicht als Soldaten in den Krieg kamen, sondern die Kriegszeit zuhause verbrachten und auf diese Weise erlebten, wie sich der Krieg auf das zivile Leben in Deutschland auswirkte.

Wie wurde die Kriegserfahrung in der Literatur dargestellt und bewertet?

Die Kriegsliteratur ist da in zwei Gruppen gespalten, die sich aber in vieler Hinsicht auch berühren. Man könnte sagen, es gibt eine kriegsaffirmative Literatur, die man auch kriegsidealistisch oder bellizistisch nennen könnte. Das ist meist Literatur von ehemaligen Frontsoldaten, die den Krieg nicht nur als etwas durch und durch Böses, Verwerfliches verurteilen, sondern versuchen, mit ihren Erlebnissen in einer positiven Weise für sich fertig zu werden, ihnen einen Sinn zu geben. Es ist für einen Menschen nur schwer erträglich, dass er drei oder vier Jahre derartige Dinge miterlebt haben sollte, ohne dass sie irgendeinen positiven Sinn gehabt hätten. Also wird versucht, den Krieg als einen Modus der geschichtlichen, politischen Auseinandersetzung unter Menschen darzustellen, ihm bestimmte Ziele zuzuschreiben, die – damals – vertretbar erschienen. Und auf der anderen Seite gibt es dann die pazifistisch intendierte Literatur, die zeigen will, dass der Krieg nicht nur ein großes Unglück war – was er ganz zweifellos war –, sondern ein Verbrechen an der Menschheit, verbunden mit ungeheuren Gräueln, Kriegsverbrechen, Inhumanitäten und einer unfassbaren Zahl von toten Soldaten und Zivilisten. Das ist, wenn man auf die Ursachen des Ersten Weltkriegs blickt, der ja durchaus zu vermeiden gewesen wäre, zur Anklage geradezu zwingend.

Nun ist aber interessant, dass diese beiden Literaturen, also die kriegsaffirmative und die pazifistische Literatur, sich durchaus berühren. Indem sie nämlich beide den Krieg detailliert und eindringlich darstellen, auch das Leid der Soldaten zeigen, wird der Krieg nicht nur in der pazifistischen, sondern auch in der affirmativen Literatur als etwas Unheilvolles erkennbar.



Helmuth Kiesel, Dozent am Germanistischen Seminar, beschäftigt sich mit der Deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts

Foto: jop

Und in diesem Sinn wurden etwa die Kriegsbücher von Ernst Jünger, die kriegsaffirmativ intendiert waren, um 1930 gerade von pazifistischen, linken Intellektuellen als kriegskritische, ja sogar pazifistische Bücher gelesen. Andererseits können wir 1931 in der „Weltbühne“, einer renommierten linken Zeitschrift, lesen, dass Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ – wiederum wörtlich – „pazifistische Kriegspropaganda“ sei, weil der Krieg auch in diesem Buch als etwas Abenteuerliches dargestellt wird, als etwas Faszinierendes, in dem positive Erlebnisse verschiedener Art möglich sind, Kameradschaft, Rebellion gegen Vorgesetzte, auch Liebesaffären mit Französinnen und Ähnliches. Damit will ich diese beiden Literaturen nicht gleichsetzen. Sie sind intentional verschieden und haben unterschiedliche Effekte, aber sie berühren sich auch. Und was man letztlich aus diesen Büchern herausliest, das hängt auch immer ganz stark vom Leser ab.

> „Die junge Generation hat sich nach einem Abenteuer wie dem Krieg gesehnt“

Wie glaubwürdig sind dann Bücher wie Ernst Jüngers „In Stahlgewittern“, wenn sie mit einer klaren politischen und ideologischen Zielsetzung geschrieben wurden?

Die „Stahlgewitter“ haben keine politische und dezidiert ideologische Zielsetzung. Jünger hat sich 1914 als Abiturient mit 19 Jahren freiwillig zum Militär gemeldet, kam dann am 30. Dezember 1914 zum Fronteinsatz nach Frankreich. Ein Jahr vorher, 1913, war er bereits aus der Schule geflüchtet, in die Fremdenlegion, doch hat ihn sein Vater wieder zurückgeholt. Jünger wollte ein großes Abenteuer, ob Fremdenlegion oder Krieg, das war ihm relativ egal. Er hatte keinerlei politische Interessen, er hatte keine Vorstellungen vom „Krieg der Kulturen“ oder von möglichen deutschen Kriegszielen. Das alles war ihm völlig gleichgültig, er wollte nur in den Krieg, um ein großes Abenteuer zu erleben.

Aber es wird dem Buch auch häufig vorgeworfen, den Krieg zu idealisieren und Gewalt zu ästhetisieren.

Das Buch idealisiert den Krieg insofern als es sagt, dass er zur geschichtlichen Auseinandersetzung unter den Menschen, Völker und Kulturen immer gehörte und vermutlich auch weiterhin gehören wird und dass deswegen Krieg oder Kriegertum seine eigene Qualität, seinen eigenen Wert und, wenn man so will, seine eigene Idealität hat. Das ist das Denken der sogenannten heroischen Epochen der Geschichte, als Krieger, Priester und Bauern die drei wesentlichen gesellschaftliche Ständen ausmachten, und niemand den Ritter als etwas Böses verurteilte, sondern als Schützer der Sicherheit und Ordnung, des Glaubens und der Kultur anerkannte. Wir müssen uns klarmachen, dass Jünger nicht in unsere post-heroische, pazifistisch geprägte Zeit hineingeboren wurde, sondern ein Kind der heroischen Tradition ist. Die europäische Literatur bis zum Ersten Weltkrieg ist in hohem Maß heroische Literatur, auch wenn es schon früher pazifistische Literatur gab. Unsere große Dichtung von Homer bis zu den großen Romanen des 19. und 20. Jahrhunderts ist heroische Literatur, die von Heldentaten spricht.

Generell ist die Wahrnehmung Jüngers sehr widersprüchlich: Er gilt als einer der Vordenker der „konservativen Revolution“, hat sich aber 1930 vom Faschismus distanziert, weil er ihm zu totalitär war. Dennoch wird er gelegentlich als Vorkämpfer des Nationalsozialismus bezeichnet. War er das?

Jünger war nie ein Nationalsozialist, sondern ein Nationalist. Das muss man ganz deutlich unterscheiden. Er war der Meinung, dass die Nation als politische Größe eine geschichtliche Rolle spielen müsse und dass sie sich deshalb auch als Nation formieren müsse. Alle wesentlichen Elemente, die konstitutiv sind für die nationalsozialistische Ideologie, fehlen dagegen bei ihm, zum Beispiel der Rassismus.

Überhaupt ist auffällig, dass viele Künstler und gerade auch Schriftsteller den Ersten Weltkrieg anfangs durchaus mit Begeisterung gesehen haben, darunter auch viele, die sich später davon distanziert haben. Woran liegt das?

Dafür gibt es verschiedene Gründe. Es geht dem Ersten Weltkrieg, zumindest in Zentraleuropa, also Deutschland, Frankreich und England, eine lange Friedensperiode voraus, in der man in Deutschland in Wohlstand und Sekurität leben konnte, allerdings auch stark eingeengt war durch die Perfektionierung der bürgerlichen Gesellschaft mit allen ihren Institutionen. Vor allem die junge Generation fühlte sich außerordentlich gegängelt. Und diese junge Generation voller Möglichkeiten, finanziell teilweise gut ausgestattet durch begüterte Elternhäuser, darauf trainiert, ein eigentlich expansives Leben zu führen, diese junge Generation fühlte sich permanent an Grenzen stoßen und hat sich deshalb nach einem großen Abenteuer wie dem Krieg geradezu gesehnt. Deshalb haben sich die Künstler auch größtenteils freiwillig zum Krieg gemeldet, nicht nur die, die dann tatsächlich in den Krieg gekommen und – zu einem großen Teil – dort gefallen sind, sondern auch eine Reihe der bedeutenden, namhaften pazifistischen Künstler jener Zeit. Die jungen Künstler haben sich unter dem Krieg auch etwas ganz anderes vorgestellt, nämlich glanzvolle Feldschlachten mit heldenhaften und ritterlichen Kämpfen Mann gegen Mann. Dann aber waren sie dem modernen Vernichtungskrieg ausgesetzt, den Materialschlachten, in denen die unsichtbare gegnerische Artillerie der Hauptfeind war. Unter dem Eindruck dieser furchtbaren, modernen Tötungsmaschinerie sind diese Künstler dann relativ rasch zu Kriegskritikern und zu Pazifisten geworden.

Das Gespräch führte Michael Abschlag.

Das ganze Interview findet ihr auf **ruprecht.de**



Der versteckte Rassismus

Der Politikwissenschaftler Markus End beklagt, dass in Deutschland ein korrekter Umgang mit Minderheiten nicht gewährleistet ist

Herr End, Sie schreiben in Ihrer Studie von der Stereotypisierung von Sinti und Roma durch die Medien. Gibt es noch weitere Instanzen, die dazu beitragen?

Markus End: Die Medien sind natürlich nicht die einzige Instanz. Es gibt auch in der Literatur, im Film oder auch in Fernsehserien vielerlei Beispiele für solche ‚Zigeunerbilder'. Ich kenne ein Kinderpuzzle, wo das erkennbar ist. Da ist ein Bild von einer Stadt, mit verschiedenen Leuten, die ihren Berufen nachgehen, es gibt eine Stadtmauer und einen Fluss und ganz links unten in der Ecke außerhalb der Stadt das ‚Zigeunerlager'. Das heißt, die Stereotypen werden tatsächlich über verschiedenste Mittel transportiert.

Ist die „Unwissenheit" der Menschen über Sinti und Roma das Problem des Antiziganismus?

Ich bin gar nicht so sicher, ob das Unwissenheit ist. Ich glaube, dass es eher um diese verfälschten Projektionen der Sinti und Roma geht, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben. Insofern glaube ich nicht, dass ein größeres Wissen über Sinti und Roma etwas verbessern, verschlechtern oder verändern würde. Die Nazis, nur als Extrembeispiel, kannten sich sehr gut mit jüdischen Traditionen und mit der jüdischen Kultur aus. Aber das hat sie nicht davon abgehalten, Antisemiten zu sein.

Produzieren und verbreiten die Medien vorsätzlich antiziganistische Vorurteile oder tun sie es unbewusst?

Rassismus ist ja nichts, was wir vorsätzlich haben. Also Leute die rassistisch sind, denken ja, dass diese Dinge, die sie da denken, wahr sind. Zum Beispiel: „Weil diese Personen ‚Zigeuner' sind, haben sie weniger Lust zu arbeiten." Die Leute verbreiten also nicht bewusst Vorurteile und manchen ist auch nicht klar, dass das, was sie da schreiben, auf Widerspruch stoßen könnte. Es gibt aber auch solche, die wissen, dass das nicht okay ist, aber sie schreiben es trotzdem. Das merkt man dann daran, dass sie versuchen etwas zu verstecken, oder die eigene Autorenschaft abstreiten.

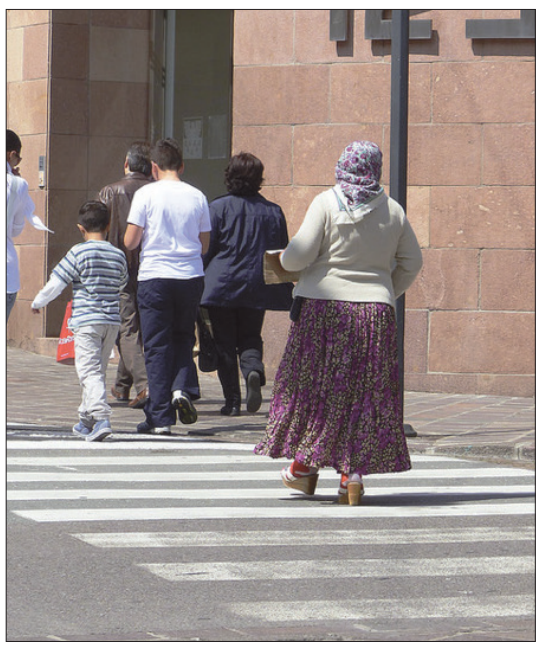


Foto: blu-news.org (CC BY-SA 2.0)

Sieht so eine typische Roma aus?

Warum wird der Rassismus gegen Sinti und Roma im Gegensatz zum Rassismus gegen Juden verharmlost?

Ich glaube, der Antisemitismus ist auch deshalb so stark geächtet, weil er in der Ideologie des Nationalsozialismus im Vordergrund stand. Der Antiziganismus spielte eigentlich eine Nebenrolle. Das heißt nicht, dass es bei der Verfolgung große Unterschiede gab. Beide Gruppen waren letztlich zur Vernichtung vorgesehen, aber trotzdem spielte in der Ideologie und Propaganda der Antisemitismus eine zentralere Rolle als der Antiziganismus. Das ist auch der Grund, warum bei der Aufarbeitung der NS-Zeit der Antisemitismus im Vordergrund stand und stärker geächtet wurde als der Antiziganismus.

Sie sagen, dass die Nationalität oder Ethnie nicht genannt werden soll, wenn sie für das Verständnis unerheblich ist. Nehmen wir aber an, bei bestimmten Verbrechen stellt sich heraus, dass 80 Prozent dieser Verbrechen von Sinti und Roma begangen worden sind. Sollte man das dann nicht benennen?

Es entspricht ja einfach nicht der Realität. Als Beispiel: Bei der Bekämpfung der italienischen Mafia stellt man fest, dass 100 Prozent der angeklagten Mafiosi Katholiken sind. Es sagt aber niemand, dass man Katholiken bekämpfen muss, weil eben nicht jeder Katholik ein Mafioso ist. So sehe ich das auch bei Sinti und Roma. Wenn man feststellen würde, dass eine bestimmte Prozentzahl der Einbrüche von Roma begangen wird, sagt das nichts über die anderen Roma aus. Wie kommt man also darauf, dass zwischen beidem ein kausaler Zusammenhang besteht?

Wie sehen sie die Verbreitung von Vorurteilen in der Zukunft?

Die Bilder sind weit verbreitet und das hat sich auch nicht groß verändert. Vorurteile werden eher geäußert, wenn keine gesellschaftliche Ächtung besteht. Die gesellschaftlichen Normen, was man sagen kann und was nicht, verändern sich langsam zum Besseren, habe ich den Eindruck. Man kann Sachen nicht mehr sagen, die man vor zehn Jahren noch sagen konnte. Damals wurde in Presseberichten noch ganz offen von ‚Zigeunern' gesprochen.

Das Gespräch führte Niklas Feil.

Ein echter Ichthyosaurier-Friedhof

Forscher aus Heidelberg und Karlsruhe lösen das Rätsel um das Massensterben der Fischsaurier in Chile

Die Entdeckung eines echten Ichthyosaurier-Friedhofs im patagonischen Eisfeld überraschte vor einigen Jahren die ganze Welt. Bisher wurden 46 nahezu vollständig erhaltene Ichthyosaurier-Skelette gemeinsam mit unzähligen Fossilien aus der Kreidezeit entdeckt. Es handelt sich dabei um eine der weltweit bedeutendsten Fossilienfundstellen für marine Reptilien. Lange Zeit war diese unglaublich hohe Konzentration von Fossilen ein Rätsel für die Forscher. Untersuchungen eines deutsch-chilenischen Teams liefern nun erstmals neue Erkenntnisse zur Aufklärung dieses Phänomens.

Entdeckt wurde die Fundstelle im Sommer 2004 von einer Gruppe Glaziologen, die den Rand des Tyndall-Gletschers im Nationalpark Torres del Paine (Südspitze Chiles) untersuchte. Dabei trafen sie zufälligerweise auf die Fossilien eines Skeletts, die als Überreste eines Ichthyosauriers identifiziert wurden. Bereits drei Jahre später, im Jahre 2007, begannen die ersten deutsch-chilenischen Expeditionen zur Untersuchung der Überreste. Von deutscher Seite aus wurde das Team des Heidelberger Geowissenschaftlers Professor Wolfgang Stinnesbeck und dem Paläontologen Professor Eberhard Frey vom Staatlichen Museum für Naturkunde Karlsruhe geleitet. Nach drei Expeditionen übertrafen die Ergebnisse alle Prognosen. Es wurden 46 fast vollständige Ichthyosaurierexemplare vier verschiedener Spezies gemeinsam mit ihrer Beute gefunden: Ammoniten, Belemniten (fossile Kopffüßer), Muscheln, weitere Fische sowie Planzenreste, also ein echter Friedhof von vor 120 Millionen Jahren. Was die Forscher überraschte, war jedoch nicht nur die hohe Anzahl an Fossilien am Fundort, sondern auch ihr hervorragender Konservationszustand. Die Umstände der Konservierung waren so günstig, dass sogar Reste zweier Embryonen und weiterer Weichteilgewebe wie Rückenmark erhalten sind. Dass dieser Fund etwas sehr Außergewöhnliches sei und zugleich einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Ichthyosaurier leiste, betont Professor Stinnesbeck wie folgt: „Vielmehr sind solche sogenannten Konservatlagerstätten etwas ganz besonderes, denn sie ermöglichen paläobiologische Einblicke, die unter normalen Fossilstationsbedingungen nicht möglich sind. Dazu gehören auch die Embryonen.



Foto: Wolfgang Stinnesbeck

Skelett eines Ichthyosauriers aus dem National Park Torres del Paine (Chile)

Sie zeigen, dass es sich bei der Region womöglich um ein Brutgebiet der Ichthyosaurier handelte. Dafür sprechen neben der Häufigkeit der Funde auch das Auftreten mehrer Arten und die Häufigkeit von Jungtieren." Von Bedeutung ist auch der Fund von Flossen, an denen Bissspuren zu erkennen sind. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um Pliosaurier, die größten marinen Raubtiere ihrer Zeit. Bislang sind zwar noch keine Pliosaurierreste am Fundort entdeckt worden. Mit einem solchen Fund ist jedoch künftig zu rechnen.

Die Ergebnisse der Untersuchungen belegen, dass die Ichthyosaurier als Herdentiere lebten und im submarinen Canyon des heutigen Tyndall-Gletschers zusammen jagten. Zu dem großen Beuteangebot, das sie dort fanden, zählten Tintenfische und kleine Fische.

Aber wie ist dieses Massensterben zu erklären? Die Abspaltung des antarktischen Kontinents von Patagonien verursachte Erdbeben, durch welche Sedimente aus den Wänden des Tyndall-Canyons abbrachen und in den Ozean stürzten. Dabei rutschten Schlamm-, Sand- und Schuttlawinen in die Tiefen des Meeres. Auf dem Weg dorthin rissen sie alles mit sich, auch die mächtigen Meeresreptilien. „In den Trübeströmen verloren die Sauerstoff atmenden Fischsaurier die Orientierung. Sie wurden über hunderte von Metern in den tiefen Ozean hinabgezogen", erklärt Professor Stinnesbeck. Die Ichthyosaurier wurden bis zum Meeresboden mitgerissen, wo sie schließlich von den Sedimentlawinen bedeckt wurden. Im Laufe der Zeit verfestigte sich der Schlamm und ermöglichte so die Fossilisation der Leichen.

Dies sind einige der Ergebnisse, die das deutsch-chilenische Forscherteam in der Fachzeitschrift „Geological Society of America Bulletin" veröffentlichte. Finanziert wurden die Untersuchungen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Chilenischen Antarktis-Institut (INACH). Neben Professor Stinnesbeck und Professor Frey waren Doktor Marcelo Leppe Cartes vom INACH sowie die Chilenische Forstbehörde (CONAF) an dem Projekt beteiligt.

In naher Zukunft könnten noch weitere Expeditionen an der Fundstelle folgen und neue interessante Funde zu Tage bringen, denn bisher wurde nur ein Teil der Sedimente ausgegraben. **(jlm)**

Auf dem Partnermarkt

Wissenschaftliche Veröffentlichungen gibt es über allerlei Themen, seien sie auch noch so verrückt. Das beste Beispiel dafür ist eine Analyse der Gehirnverletzungen in Asterix-Comics, welche 2011 in einem neurochirurgischen Journal erschien.

Ausgefallene Veröffentlichungen gibt es aber auch in Heidelberg: „Der Partnermarkt und die Gelegenheiten des Kennenlernens" klingt nach einem Selbsthilfeschmöker, ist tatsächlich aber der Titel eines soziologischen Fachbuches, das kürzlich unter Mitautorschaft von Professor Thomas Klein vom Max-Weber-Institut für Soziologie veröffentlicht wurde. Ungefähr zeitgleich erschien außerdem eine weitere Publikation mit dem Titel „Der Einfluss der partnerschaftlichen Lebensform auf Rauchverhalten und Körpergewicht." Spätestens hier werden die meisten hellhörig, berühren uns doch die Themen Partnerschaft und Gesundheit fast tagtäglich.

Zu Beginn stellen die Autoren die Frage, ob und wie der Wandel partnerschaftlicher Beziehungen, Partnerschaften ohne gemeinsamen Haushalt oder nichteheliche Gemeinschaften mit dem Body Mass Index oder dem Rauchverhalten zusammen hängen.

Zum einen sei da der kausale Effekt der Partnerschaft auf das Gesundheitsverhalten. Es bestehe ein berechtigtes Interesse am Gesundheitszustand des Partners, da „bei Gesundheitsproblemen Einbußen und Kosten entstehen". Ökologisch und biologisch sei es somit sinnvoll, Zeit in die Kontrolle der Gesundheit des Partners zu stecken. Entgegengesetzt zu diesem positiven Kontrollmechanismus stünde die Tatsache, dass in Partnerschaften tendenziell mehr und reichhaltiger gegessen wird, da „gemeinsame Mahlzeiten zu den partnerschaftlichen Rollenverpflichtungen gehören". Zweitens spielten Selektionsprozesse auf dem Partnermarkt ein Rolle. Je gesünder und attraktiver eine Person ist, desto eher finde sie einen Partner. Auch der Übergang in stabilere Partnerschaftsformen wie Ehe finde mit höherer Wahrscheinlichkeit statt. Sobald dieser Sprung allerdings geschafft sei, lasse das Gesundheitsbewusstsein nach, der BMI steige. Drittens passe sich das eigene Gesundheitsverhalten dem des Partners an. Vereinheitlichung der Lebensbedingungen, Angleichung des Lebensstils und gegenseitige normative Vorgaben seien der Grund. Zuletzt bestimme das sogenannte Homogenieprinzip die Partnerwahl. Personen mit ähnlichen Merkmalen nähmen sich als attraktiver wahr.

Das Autorenteam versuchte diese Thesen mittels einer Umfrage zu verifizieren und fand wie erwartet, dass Verheiratete weniger rauchten und einen höheren BMI hatten als Personen in nichtehelicher Partnerschaft oder in einer Partnerschaft ohne einen gemeinsamen Haushalt. Egal, welche Art der Partnerschaft untersucht wurde, zeigten sich erhöhte BMI-Werte im Vergleich zu Singles. Der Raucheranstieg kam in langfristigen Partnerschaften häufiger vor, im Vergleich zu Partnerschaften ohne einen gemeinsamen Haushalt. Darüber hinaus stieg die Chance mit dem Rauchen aufzuhören, wenn der Partner Nichtraucher war.

Auch wenn die von Klein und Kollegen beschriebenen Tendenzen wahrscheinlich für niemanden bahnbrechende Neuigkeiten sind, da sie überall beobachtet werden können, liefern diese Publikationen zumindest die wissenschaftlichen Argumente an die Hand um bei Stammtisch- und Partnerschaftsdiskussionen glänzen zu können. **(mow)**



Fotos: Theater Heidelberg / Florian Merdes

Konversion mal anders

Im vergangenen Jahr zogen die US-Truppen endgültig aus Heidelberg ab. Nun setzt sich das Stadttheater in einem Langzeitprojekt mit dieser Vergangenheit auseinander

Aus den Kopfhörern ertönt ein dröhnender Bass. Langsam nimmt er den Rhythmus eines Pulsschlags an. Ein Triangelschlag erklingt. Plötzlich herrscht Stille. „Heidelberg is a beautiful place. I miss it sometimes somehow," sagt eine ältere männliche Stimme. Der Triangelschlag erklingt erneut, der Bass setzt wieder ein. Ein kräftiger Windstoß wiegt die hochwachsenden Sträucher und Bäume gegen das verlassene Krankenhausgebäude. Es riecht nach Löwenzahn.

Die Atmosphäre ist eine ganz besondere während des Audiowalks „Bilder aus Morgen" auf dem ehemaligen Gelände des US-Hospitals in Rohrbach. Er ist Teil eines großen Projektes des Theaters Heidelberg: Während die städtebauliche Umwandlung der ehemaligen Kasernengelände in vollem Gange ist, blickt das Stadttheater zurück auf die fast 70 Jahre dauernde Präsenz der US-Streitkräfte. Zusammen mit der costa compagnie, einer Hamburger Künstlergruppe, hat man das Projekt „Conversion – Eine deutsch-amerikanische Cho-Geographie" initiiert. Die auf zwei Jahre ausgerichtete Kooperation, die erst durch eine Förderung der Kulturstiftung des Bundes ermöglicht wurde, will mit Tanzaufführungen und Installationen die Präsenz des US-Militärs in Heidelberg aufarbeiten. Als Basis dienen Interviews, die von Mitgliedern der costa compagnie in Heidelberg, den USA und in Afghanistan durchgeführt wurden.

„Die zentrale Frage des Conversion-Projekts ist: Wie soll man erinnerungskulturell mit diesem historischen Umbruch umgehen?" sagt Katharina Kellermann, die den Audiowalk konzipiert hat. Ihr war es wichtig, nicht nur die Heidelberger zu fragen, welche Erinnerungen sie an diese Zeit haben. Dieses Mal standen die Amerikaner im Vordergrund. Fast alle haben für einen gewisse Zeit auf den Militärflächen gelebt.

Zu Beginn der Audiotour erhält man einen MP3-Player, Kopfhörer und eine Karte, auf der die Route gekennzeichnet ist. Drückt man auf „Play", ertönt der Pulsschlag. Amerikaner berichten über die Kirche, die man als erstes passiert, die Turnhalle, in der sie spielten. Dann gelangt man zum Krankenhaus. Die Sirene eines Krankenwagens erklingt. Doch auch eigene Wege sind möglich: Während über die Kopfhörer Protestsongs gegen den Vietnamkrieg laufen, kann man in die teilweise leer stehenden Kellergewölbe einzelner Baracken klettern. So gelingt der Audiowalk vor allem deshalb, weil er eine perfekte Symbiose aus dem leerstehenden Gelände, den einzelnen Stationen und der durch die Natur hervorgerufenen Atmosphäre entwickelt. Nach zwanzig Minuten steht man vor einer freien Wiese, Lautsprecherboxen ragen aus dem Gras. Der Blick wendet sich nun nicht mehr zurück, sondern nach vorn: Soll es ein Denkmal geben, um an die amerikanische Präsenz zu erinnern? Die Antworten fallen unterschiedlich aus.

Die Denkmaldebatte spielt aber beim Conversion-Projekt nur am Rande eine Rolle. Zumindest die um ein festes, statisches. „Erinnerung sollte viel mehr als ein Moment der Teilhabe betrachtet werden. Und das Theater eignet sich da besonders gut. Erst durch das Zusammentreffen kann Erinnerung entstehen. Sie wird so zum Ereignis," sagt Felix Meyer-Christian, Gründer der costa compagnie, während einer Podiumsdiskussion im Theater Heidelberg. An diesem Abend geht es vor allem darum, das Conversion-Projekt auch wissenschaftlich zu rechtfertigen. So sitzen neben Meyer-Christian und Kellermann auch drei Historiker auf dem Podium. Dürfen Theaterkünstler Geschichte schreiben? Eine Frage, die die anwesenden Historiker bejahen. „Die Geschichtswissenschaft sollte eine gewisse Offenheit gegenüber anderen Darbietungsformen zeigen," sagt Martin Klimke, Geschichtsprofessor an der New York University in Abu Dhabi. „Gerade das Conversion-Projekt mit seinen Zeitzeugengesprächen bietet da eine ganz hervorragende Plattform." Felix Meyer-Christian war selbst mit in den USA und hat die Gespräche geführt. Für ihn haben sich an vielen Stellen Parallelen in der Arbeit des Historikers und des Theaterkünstlers ergeben: „Bei der Auswertung der Interviews mussten wir uns von diesen Distanzieren und wurden dann aber gleichzeitig bei der Auswahl der Abschnitte wieder zu Akteuren. So stellten wir uns die Frage: Welche Erzählung entwirft man von Zeitgeschichte?" Der Großteil der Interviews wurde dann nicht nur für den Audiowalk verwendet, sondern vor allem für die Tanzperformance „Conversion_1", die dieser Tage in der Turnhalle des ehemaligen US-Hospital-Geländes aufgeführt wurde.



Beim Betreten der Halle herrscht zunächst Verwunderung: Bis auf ein paar Projektoren und Leinwände ist sie fast komplett leer. Wo sind die Stühle, wo ist die Bühne? Zumindest kleine Hocker werden auf einem Wagen angefahren. Als nach ein paar Minuten die ersten Zuschauer unruhig hin und her rutschen, erfolgt die erste Aufforderung, sich diagonal zur Turnhallenmarkierung zu platzieren. Es wird nicht die letzte Anweisung an diesem Abend sein. Die Aufführung bietet insgesamt eine atemberaubende Mischung aus Tanz, Musik und Video. Die geführten Interviews werden vorgelesen, auf Leinwänden gezeigt und tänzerisch umgesetzt. Der Fokus richtet sich dabei nicht mehr so sehr auf die Anwesenheit der Amerikaner in Heidelberg. Im Laufe des Abends wird auch immer wieder die amerikanische Militärpräsenz in Afghanistan und im Irak thematisiert.

Ist es dieser Aspekt, der einige Heidelberger nach etwa einer Stunde zum Verlassen der Halle treibt? Oder wohl doch eher die Anweisung, sich auf den Hallenboden zu legen? Nach kurzem Zögern folgen die meisten aber doch. Auf die untere Seite des Hallendachs werden Bilder einer kleinen Drohne projiziert, welche die Künstler in den USA und in Heidelberg aufgenommen haben. Am Ende steht man mitten in der Halle und ist umgeben von vier quadratisch von der Decke herunterhängenden weißen Vorhängen. Das Licht geht aus und dem Zuschauer bleibt nichts anderes übrig, als zu applaudieren.

Der costa compagnie und dem Theater ist es gelungen, die Heidelberger Geschichte der US-Streitkräfte der Öffentlichkeit wieder ins Gedächtnis zu bringen. Fortsetzung folgt: Im Oktober gibt es eine Wiederaufnahme des Stücks und des Audiowalks, im nächsten Jahr folgt „Conversion_2". Dann geht es um Afghanistan. **(mgr)**

Gewalt und Sehnsüchte

In einer Sonderausstellung widmete sich das Ludwigshafener Wilhelm-Hack-Museum dem Thema „Liebe". Ein Streifzug durch die zeitgenössische Kunst

Was ist Liebe? Eine Frage, mit der sich Dichter, Künstler und Philosophen seit Jahrtausenden beschäftigen. Für Goethe war sie lebensnotwendig, für Tizian war sie verkörpert durch die Gestalt der Venus und schon Aristoteles versuchte sich an einer Definition, in der er die Liebe als eine Tugend zwischenmenschlichen Verhaltens beschrieb. Was wir am ehesten wissen ist, dass es auf diese Frage keine allgemein gültige Antwort gibt. Zu breit gefasst ist der Begriff und zu schnell sein Wandel in verschiedenen Zeiten und Gesellschaftsformen.

Die Kuratoren Barbara J. Scheuermann und Cathrin Langanke beschäftigten sich mit dieser Frage im Wilhelm-Hack-Museum in Ludwigshafen. Jedoch nicht, wie man vermutet, mit alten Gemälden, auf denen schöne Jungfrauen sich räkeln und Mars und Venus Erotik symbolisieren. Diesmal auf eine moderne Art, sowohl im Umgang mit dem Thema, als auch in dessen Ausgestaltung. „Liebe kommt in der zeitgenössischen Kunst zu kurz", sagt Scheuermann. Sie habe wohl keinen Platz zwischen den politischen und gesellschaftskritischen Themen.

24 Künstler stellten 26 Werke aus. Darunter Fotografien, Skulpturen, Gemälde, Objektinstallationen und Video- und Audiopräsentationen. Allein die zahlreichen Umsetzungsformen zeigen, wie facettenreich das Thema Liebe ist.

Die Künstler gehen in ihren Werken nicht nur auf verschiede Liebesarten ein, sondern auch auf die unterschiedlichsten Emotionen. Sie arbeiten mit Sehnsüchten, Zuneigung, Erotik, den schönen Gefühlen – aber auch den negativen Ausprägungen, wie Neurosen, Abhängigkeit und Gewalt. Sie nutzten die Energie ihrer Gefühle und wandelten sie in Kunstwerke um.



Foto: Merlin Bauer / VG Bild-Kunst, Bonn

Merlin Bauers Kölner Aktionskunstwerk „Liebe deine Stadt"

Zu den ausgestellten Künstlern zählten unter anderem Maria Lassnig, Marina und Ulay Abramović, Robert Indiana, Louise Bourgeois und Tracey Emin. Die Ausstellung zeigte eine Gegenüberstellung von Liebespaaren heute und vor vierzig Jahren. Alle wurden vor einem weißen Hintergrund in der gleichen Einstellung fotografiert. Sie regen zum Nachdenken über Klischees und Oberflächlichkeit an.

Man ging vorbei an übergroßen Kamasutrafiguren, an Videokabinen mit Erotikfilmen und Gewaltszenen.

Den wohl imposantesten Beitrag lieferten Marina Abramovic und ihr damaliger Mann Ulay. Ihr Werk „Breathing in, breathing out" zeigt die beiden, wie sie zehn Minuten lang ihre Münder aufeinander pressen und nur die Luft des anderen atmen. Ihre Nasen sind dabei mit Zigarettenfiltern verschlossen. Die Ausstellung wäre jedoch sehr einseitig geworden, hätte sie nur die Liebe zu einem anderen Menschen thematisiert. Im Vordergrund standen noch die Liebe zu sich selbst, zu einem Kind oder einer Stadt. Das Spiel mit unterschiedlichen Assoziationen, dem sich kein Besucher entziehen konnte, vermittelte jedem individuelle Eindrücke.

Begleitet wurde die Ausstellung von einem bunten Rahmenprogramm, wie einer Liebesliedernacht in ganz Ludwigshafen oder einem Tag, an dem die Möglichkeit bestand, sich zwischen den Kunstwerken trauen zu lassen. Einen Einblick in uns fremde Rituale konnte man durch Köken Erguns Film „Wedding" bekommen. Dieser dokumentiert die Hochzeitsfeiern verschiedener kurdischer und türkischer Migranten.

Zum Abschluss des Rahmenprogramms hatte der hack-museums-gARTen noch die Idee, die Liebe zum Gärtnern und der Natur umzusetzen, indem man eine lange Tafel aufbaute, zu der jeder, der Lust hatte, etwas zum gemeinsamen Feiern beitragen konnte. **(mak)**

Der junge Mann und das Meer

Als kaum Dreißigjähriger durchwanderte der amerikanische Philosoph Henry David Thoreau Cape Cod. Sein ungewöhnlicher Reisebericht erscheint nun zum ersten Mal auf deutsch

Anfang Oktober 1849. Ein junger Philosoph, Schriftsteller, Naturforscher und Lebenskünstler macht sich auf den Weg in den äußersten Osten des amerikanischen Bundesstaats Massachusetts, auf die Halbinsel Cape Cod. „Ich war froh, aus den Städten herausgekommen zu sein, wo ich mich für gewöhnlich unaussprechlich armselig fühle“, schreibt Henry David Thoreau, der mit herkömmlichen Berufsbezeichnungen nur schwer zu fassende Reisende, später in seinem Bericht. Erst 1865, drei Jahre nach seinem Tod erschienen, ist der Bericht mindestens genauso unkonventionell wie sein Autor. Unter dem Titel „Kap Cod“ ist Thoreaus Buch nun im österreichischen Residenz Verlag zum ersten Mal in einer deutschen Übersetzung erschienen.

Als bunte Mischung aus Reiseerzählung, Lokalgeschichte und reflexiver Essayistik bietet das Buch mehr als bloß Zivilisationskritik und romantische Naturseligkeit – Kernaussagen, auf die Thoreau, nicht immer ganz zu Unrecht, häufig reduziert wurde – spätestens seit seiner Entdeckung als Vorläufer der Ökobewegung und des gewaltfreien Widerstands. Zwar entkommt er an den Stränden des Kaps dem Gefühl der Armseligkeit; mit der ausführlichen Schilderung eines Schiffbruchs gleich zu Anfang des Buchs macht er aber auch deutlich, dass es an der rauhen Atlantikküste ebensowenig idyllisch zugeht wie in der modernen Großstadt.

Im Aufbau orientiert sich „Kap Cod“ hauptsächlich an der Chronologie von Thoreaus erster Reise, auf der er gemeinsam mit seinem Freund und späteren Biographen, dem Dichter Ellery Channing, das Kap vom Süden aus bis nach Provincetown im äußersten Norden bereiste. Doch schon allein durch das Einfügen von auf späteren Reisen gesammelten Materials wird der Lesefluss manchmal gehörig gestört. Bei der bloßen Schilderung von Naturerlebnissen läßt Thoreau es fast nie bewenden. Immer wieder unterbricht er seine Erzählung, fachsimpelt als Botaniker, Geologe und Naturhistoriker, zitiert Autoritäten auf allen Gebieten und treibt nicht selten seinen Spaß mit ihnen.

Ebenso unermüdlich wie er Dünen ersteigt, Leuchttürme vermisst und Muschelarten katalogisiert, macht sich Thoreau auf die Suche nach außergewöhnlichen Kapbewohnern. Besonders der steinalte Austernhändler von Wellfleet hat es ihm angetan. „Es gab eine merkwürdige Mischung aus Vergangenem und Gegenwärtigem in seiner Rede“, bemerkt Thoreau zu dessen Erzählungen aus der Zeit des Amerikanischen Unabhängigkeitskriegs. Und so durchdringen sich für Thoreau auf Cape Cod Menschen und Orte gegenseitig. Die Reise auf die Halbinsel wird gleichsam auch zu einer Reise in die nationale Vergangenheit. Gegen einen blinden Lokalpatriotismus verwehrt sich Thoreau jedoch entschieden. Die kulturelle Symbolkraft Cape Cods als erster Anlandungspunkt der puritanischen Pilgerväter etwa ist für Thoreau eher Anlass zum Spott. Auch die bei seinen Zeitgenossen übliche Begeisterung für die frühe englische Kolonialisierung Amerikas beäugt er kritisch. Mehr als hundert Jahre vor dem amerikanischen Historiker Hayden White gibt Thoreau seinen Lesern zu bedenken, „aus welchem Stoff Geschichte gemacht ist – dass sie größtenteils nur eine Erzählung ist, auf die sich die Nachwelt geeinigt hat.“

Dass „Kap Cod“ nun endlich auch in einer deutschen Übersetzung erscheint, ist eine willkommene Bereicherung des besonders in den letzten Jahren beträchtlich gewachsenen deutschen Thoreau-Kanons. Die Nuancen von Thoreaus wortwitzelnder Sprache herauszubringen gelingt dem Übersetzer Klaus Bonn darin mal mehr, mal weniger – im Großen und Ganzen ist die Übertragung jedoch eine durchaus solide Leistung. Ilija Trojanows einleitender Essay über das heutige Erscheinungsbild des Kaps ist eine gelungene Ergänzung zu Thoreaus Beschreibung, auch wenn darin besonders am Ende allzu simple Thoreauklischees bedient werden. Was man beim Lesen der Ausgabe jedoch schmerzlich vermisst, ist vor allem eine Karte des Kaps, um Stationen der Reise nachvollziehen zu können.

> Eine bunte Mischung aus Reiseerzählung, Lokalgeschichte und Essayistik

Doch vielleicht ist gerade das ganz in Thoreaus Sinn. Schließlich schreibt er von einer seiner Wanderungen, er habe das Kap von einer Anhöhe aus erblickt „wie es auf keiner Karte dargestellt werden kann, färbe man sie, wie man will.“ „Kein Bild oder Bericht kann wahrer sein“ als das eigene Erleben des Kaps, darüber ist sich Thoreau im Klaren. Gerade in der Erkenntnis dieser Unsagbarkeit unterscheidet sich Thoreaus Buch von gewöhnlichen Reisebeschreibungen. Ein ungewöhnliches Leseerlebnis ist es allemal. **(tso)**



Foto: wikimedia commons

Henry David Thoreau (1817-1862) im Sommer des Jahres 1856

Henry David Thoreau
„Kap Cod“,
Residenz Verlag,
320 Seiten
24,90 Euro

Dringend Plasma-Spender gesucht!

Plasmazentrum Heidelberg

Plasma spenden lohnt sich

Für unser Spendezentrum suchen wir Blutplasmaspender.
Wir bieten Ihnen: Modernste Ausstattung, einen kostenlosen Gesundheits-Check und eine attraktive Aufwandsentschädigung.

Anmeldung telefonisch unter **06221-8946696.** Mehr Informationen unter **www.plasmazentrum-heidelberg.de.** Es lohnt sich auch für Sie!

Auch Blutspender für Studien gesucht!

Plasmazentrum Heidelberg
Hans-Böckler-Straße 2a
69115 Heidelberg

Telefon 06221 - 8946696
Telefax 06221 - 8946697
Öffnungszeiten: Mo-Fr von 9-20 Uhr

Reingehört

Erfrischung im Jungbrunnen

Bei Omar Rodríguez-López und Cedric Bixler-Zavala bleibt alles in der Familie. Zwei Jahre nach dem Ende ihrer dritten Band The Mars Volta steht nun mit Antemasque die vierte auf den Beinen. Das selbstbetitelte Album soll so klingen wie eine Mischung aus The Mars Volta und At the Drive-In, jener Post-Hardcore Heroen, bei denen sich die beiden trafen. Mit Chili Pepper Flea und Drummer Dave Elitch ist zumindest beim Personal nichts Neues dabei. Das Songwriting wird demokratisch der Band zugeschrieben, man darf aber erwarten, dass Rodríguez-López nach wie vor als Motor fungiert.

Die Songs überraschen dann doch: Nach elf Langspielern schafft das Duo es immer noch, aus ihrer Zusammenarbeit Neues zu schöpfen. Antemasque ist das Bindeglied zwischen den punkigen AtDI und der verkopften Prog-Frickelei, die vor allem auf den letzten TMV-Alben im Mittelpunkt stand. Man könnte meinen, Lieder wie „Momento Mori“ stammten aus den Monaten zwischen dem meisterlichen AtDI-Schwanengesang „Relationship of Command“ und der ersten The Mars Volta EP, gäbe es da nicht die Dub-Gruppe De Facto, Projekt Nummer zwei.

Bixler-Zavala singt tiefer und kehliger, sein „I'm never looking back“ auf „4AM“ und das drohende „I Got No Remorse“ treiben die Mundwinkel nach oben ob dieser ironischen Rückkehr zur Punk-Energie von einst. „Antemasque“ ist näher dran an „Acrobatic Tenement“ als am elektronischen „Noctourniquet“. Der Sound ist rau, auf lange Instrumentalteile wird verzichtet.

Bis hin zum schlichten Cover ist „Antemasque“ ein Jungbrunnen für die beiden Texaner. Auch der Einfluss der lateinamerikanischen Wurzeln ist verschwunden; auf „Frances the Mute“ und „Amputechture“ war dieser jedoch der größte Pluspunkt. Hier ist „Antemasque“ also Regression statt Rückbesinnung auf Bewährtes.

Antemasque bietet eher neues Altes, anstatt wahrhaft innovativ zu sein. Doch dass Rodríguez-López nicht ewig in seinem TMV-Käfig gefangen bleibt, sondern sich auch mal gehen lassen kann – wie schon mit den Bosnian Rainbows – bringt frischen Wind in seine überwältigende Diskografie. **(pfi)**



Antemasque – Antemasque

Spielzeit: 34 Minuten
Hören zum: Überwinden des Endes von The Mars Volta
Klingt wie: Omar Rodríguez-López und Cedric Bixler-Zavala
Anspieltipps: „Providence“, „People forget“

Sprechen über den Tod

... mit Helena Wolk, Grundschullehramtsstudentin

Helena, ist das Vermitteln von Tod an Grundschüler Teil deiner Ausbildung?

In meiner Fächerkombination (Deutsch, Geschichte, Kompetenzbereich Sport und Gesundheit) tritt es nur bedingt auf. Wir haben in einem Seminar für Sachunterricht darüber gesprochen. Da wurde das Thema angeschnitten. Es werden immer wieder Vorschläge unterbreitet, wie man mit Grundschülern den Tod besprechen kann. Aber in der Grundschule gibt es so viele Themen, da wird es nur optional behandelt.

Wie wichtig findest du Tod als Thema in der Grundschule?

Grundsätzlich halte ich es auf jeden Fall für wichtig. Weil es einfach allgegenwärtig ist. Sei es die Oma, irgendein Schauspieler im Fernsehen, ein Familienangehöriger, ein Freund oder sonst jemand. Jeder ist im Laufe seines Lebens damit konfrontiert. Ich finde schon, dass man mit Kindern offen umgehen sollte, damit es kein Tabuthema bleibt, was es leider immer noch ist.

Welche Theorien bestehen zur Vermittlung von Tod?

Es gibt verschiedene Ansätze: Wenn man als Lehrer zum Beispiel weiß, dass die Oma eines Kindes gestorben ist, kann man das zum Anlass nehmen, über Tod zu sprechen und das Geschehene gemeinsam zu verarbeiten. Es gibt Kinderbücher, die toll und kindgerecht mit Tod und vor allem Trauer, denn das geht ja damit einher, umgehen. Oder man kann auch Friedhöfe unterschiedlicher Glaubensgemeinschaften besuchen, damit man erfährt, wie andere Kulturen Tod verarbeiten. Wir bringen Blumen zum Grab, Juden lassen Steine dort. Viele Schulklassen sind interkulturell durchmischt. Da bietet sich das an.



Foto: privat

Wie sollte man deiner Meinung nach damit umgehen? Und in welchem Alter sollte die Auseinandersetzung in der Schule beginnen?

Wenn es keinen aktuellen Anlass oder das Bedürfnis in der Klasse gibt, dann würde ich in den höheren Klassen, also Ende der dritten oder vierten Klasse ansetzen. Denn sonst sind die Kinder oft noch zu jung, um das Geschehene zu realisieren. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass meist jüngere Kinder Tod noch nicht als final und real wahrnehmen und begreifen. Ich bin dafür, offen mit den Kindern zu reden. Aber natürlich muss man als Lehrer sensibel sein, wenn man merkt, dass es für ein Kind zu privat wird. Dann sollte man reagieren und es beiseite nehmen, um außerhalb des Klassenverbands individuell mit ihm zu sprechen.

Das Gespräch führte Christina Deinsberger.

Die Last der Tradition

Die Rolle der Frau in China hat sich in den vergangenen Jahrzehnten stark gewandelt. Doch manche Konventionen wirken bis heute nach

von Xiaoyin Zhang

Heirat ist der beste Beruf. So schrieb Simone de Beauvoir 1949 in ihrem Meisterwerk „Le Deuxieme Sexe“ mit kritischem Ton über eine generelle Ansicht von Frauen ihrer Generation. 1949 – das Entstehungsjahr der Volksrepublik China. 65 Jahre sind seither vergangen und in diesem modernen, entwickelten Land ist Heirat heutzutage immer noch das wichtigste Lebensziel der meisten Frauen.

Befragt man eine 27 bis 30-jährige chinesische Frau, die in einer modernen chinesischen Stadt lebt und sich selbst gut finanzieren kann, nach ihrem Entwurf für die nächsten ein oder zwei Jahre, wird sie sehr wahrscheinlich mit ernsthafter Miene mitteilen, dass ein guter Mann zum Heiraten unentbehrlich bleibt, egal welch bunte Vorstellungen für die Zukunft sie innerlich auch aufgebaut hat. Hinter jeder solchen Frau steht normalerweise eine Mutter, die mit scharfem und sehnlichem Blick bei der Suche nach einem passenden Mann hilft.

Frauen um die 30 Jahre haben oft Angst, dass sie immer weniger Chancen haben, einen guten Mann zu finden. Ihre Besorgnis rührt nicht nur von der Tatsache her, dass Männer immer jüngere Frauen mögen, sondern auch von ihrer sozialen Umgebung. Beeinflusst von sozialen Normen glauben sie, trotz beruflicher und finanzieller Errungenschaften ein unvollständiges Individuum zu sein. Denn eine Frau, die in ihrem ganzen Leben niemals verheiratet war, gilt leicht als ein absonderlicher und psychisch ungesunder Mensch. Manche kleinen oder mittelgroßen Firmen möchten eine über 30 Jahre alte Single-Frau nicht anstellen, weil sie Zweifel an ihrer psychischen Gesundheit haben. Ein spezielles Wort, das im Jahr 2007 offiziell ins chinesische Wörterbuch aufgenommen wurde, spiegelt die Verlegenheit in dieser Situation deutlich wider: Shengnv – die übrigbleibende, die verlassene Frau, die über 27 Jahre alt und trotzdem noch nicht verheiratet ist. Hinter diesem Wort ist ein Hauch der Diskriminierung schwer zu übersehen.



Foto: Albert Friedenthal, public domain

Frauen in Deutsch-China (Tsingtao) im Jahr 1910

Wenn man ohne rosarote Brille einen Blick auf die Stellung der chinesischen Frauen wirft, wird man sofort eingestehen, dass große Fortschritte in der Emanzipation gemacht wurden. Mit dem Untergang der kaiserlichen Qing-Dynastie im Jahr 1911 und der Befreiung Chinas vom feudalistischen System waren Frauen zugleich von ihren gebundenen „Lotosfüßen“ befreit. Sie begannen von da an, ihre Lebensweise und Freiheit aus neuer Perspektive zu betrachten: Freiheit erschien ihnen vorher fremd und sogar ein wenig lästerlich. Es war, als hätten sie einen Lichtstrahl im Dunkeln entdeckt, mit Hilfe dessen sie ihren weiteren Weg suchen konnten. Besonders nach der Gründung der Volksrepublik China im Jahr 1949 wurde die Stellung der chinesischen Frau beträchtlich gesteigert. Sie gingen aus ihren kleinen verschlossenen Familien in die beruflichen Bereiche und leisteten aktive Beträge zu der Entwickelung der Gesellschaft. In Bezug auf Ehe und Liebe bekamen sie zumindest die Freiheit, sich selbst für einen Mann zu entscheiden. Zuvor hatten Männer und Eltern diese Freiheit fest in Händen gehalten. Die Eltern schätzten den sozialen und ökonomischen Status aller Kandidaten ab und arrangierten die Heirat für ihre Tochter, als müssten sie ihre Tochter zu einem guten Preis verkaufen. Dabei traf sich das Ehepaar vor der Hochzeit normalerweise nicht und wusste nicht einmal, wie der andere Partner aussah.

Heutzutage üben diese Sitten und Konventionen noch immer einen großen Einfluss aus. Besonders gut erzogene und intelligente Frauen in Städten richten ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf elitäre Partner, die wenigstens nicht sozial schwächer als sie selbst gestellt sein sollten. Vielleicht aufgrund der schnellen Entwicklung und Veränderung der sozialen Struktur fühlen sich viele Frauen unsicher in der labyrinthischen Lebensumgebung und möchten Greifbares festhalten: eine eigene Wohnung statt Mietwohnung, ein eigenes Auto statt öffentlicher Verkehrsmittel. Materieller Reichtum ist der wichtigste Standard bei der Auswahl eines Partners, nicht gemeinsame Interessen und ähnliche Werteinstellungen, die zum größten Teil die Qualität der Ehe bestimmen. Aber kaum ein junger Absolvent aus der Uni kann sich alles leisten. Heirat ohne eigenes festes Anlagevermögen wird im chinesischen Sprachraum „nackte Heirat” genannt. Nach einer Statistik, die von dem größten chinesischen Internetportal Sina erstellt wurde, stimmen 80 Prozent der Männer der nackten Heirat zu, während 77 Prozent der Frauen daran verzweifeln würden. „Ich möchte lieber schluchzend in einem BMW sitzen als mich lächelnd mit meinem geliebten Mann in einen Bus zu zwängen”, sagte eine Kandidatin 2010 in der populärsten Dating-Show Chinas „If you are the one“. Diese Aussage wurde zur Sensation. Trotz Vorwürfen aus unterschiedlichen sozialen Schichten, spiegeln diese Aussagen die generellen Wertvorstellungen in der heutigen chinesischen Gesellschaft mehr oder weniger wieder. Solche hohen Ansprüche bei der Suche nach Partnern haben wiederum zur Vermehrung der sogenannten Shengnv beigetragen. Lieber alleine zu bleiben, als die Erwartungen herunterzuschrauben und gleichzeitig immer in Sorge, als Shengnv gesehen zu werden: ein Teufelskreis.

Zwar verändern sich Lebensweisen im Laufe der Geschichte, doch die Welt der Tradition, über Jahrhunderte konstruiert und rekonstruiert, ist beständiger als Trends und Gesetzestexte. Um die Klemme der modernen chinesischen Frau zu beseitigen ist daher gesellschaftliche Toleranz erforderlich. Noch wichtiger jedoch ist die innerliche Befreiung von überkommenen Klischees und unproduktiven Konventionen. Es ist noch ein langer Weg bis chinesische Frauen endlich sagen dürfen: „Ich bin der Meister meines Loses. Ich bin der Kapitän meiner Seele.“

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Michael Graupner

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anna Vollmer (avo), Madalina Draghici (dra), Antonia Felber (fel), Frederic Weichel (fwe), Janina Schuhmacher (jas), Jin Jlussi (jin), Jonas Peisker (jop), Kai Gräf (kgr), Michael Abschlag (mab), Michael Graupner (mgr), Johanna Mitzschke (mit), Monika Witzenberger (mow), Philipp Fischer (pfi), Paul Eckartz (pme), Tim Sommer (tso), Ziad-Emanuel Farag (zef)

Freie Mitarbeiter: Christina Deinsberger (chd), Felix Hackenbruch (fha), Hannah Kapfenberger (kap), Juan Llull Morey (jlm), Maren Kaps (mak), Niklas Fell (nik)

Korrespondenten: Franziska Brozio (fbr), Xiaoyin Zhang

Redaktionsschluss für die Ausgabe 152: November 2014

Personals

kgr: Wehe, da kommt morgen jemand und fragt, wo die Artikel sind. Dem schlage ich in die Fresse!

kgr: Ich kann doch auch nicht dauernd Eier legen, wie so ein Huhn.

mgr: Zumindest sind die Spaghetti Bolognese besser als die meisten Artikel.

mgr: Ja, ich bin eine scheiß Pussy!

kgr: Ich hab hier keinen Spaß! **mgr:** Dafür hast du ‘ne Winkekatze!

kgr@mgr: <3

Russland sucht seinen Weg

Warum ist die Beliebtheit Putins ungebrochen? Eine Spurensuche in Sankt Petersburg

„Je älter ich werde, desto eher merke ich, dass Russland seinen eigenen Weg finden muss“, sagt mir mein Sankt Petersburger Tandem-Partner, als wir zusammen in dem europäisch-modern anmutenden Café sitzen. Auf meine Rückfrage, wie dieser russische Weg denn aussähe, antwortet er nur: „So wie es momentan läuft“. Nikita studiert deutsche Kultur an der Philosophischen Fakultät der Staatlichen Universität Sankt Petersburg. Er ist ein besonderer Typ mit seinem Backenbart und der Brille. Im letzten Jahr verbrachte er in Heidelberg sein Auslandssemester. Und trotz aller Studiertheit und Reiseerfahrung unterstützt er das System Putin, wie ein Großteil der russischen Bevölkerung.

Ein Grund für Putins Beliebtheit dürften die Medien sein. Die Zeitungen, die ich mir morgens kostenlos vor der Metro oder in der Universität greife, begeistern sich täglich über die gestiegene Beliebtheit Wladimir W. Putins. Egal ob Annektierung der Krim oder Sezessionsbewegungen im Osten der Ukraine – Fernsehen und Zeitungen kennen nur eine Wahrheit und die entspricht meist dem Handeln ihres Präsidenten. Weitgehend unabhängige Blätter gibt es zwar auch, sie kosten allerdings ein Vielfaches der regimetreuen Zeitungen.



Foto: Albert Friedenthal, public domain

Begeisterte Zuschauer bei der Militärparade zum „Tag des Sieges“ in Sankt Petersburg

Die wichtigste Rolle spielt unter den Medien allerdings immernoch das Fernsehen. 90 Prozent der Menschen erreicht das Medium jede Woche.

Mein Tandem-Partner sieht hier aber keine Probleme. „Unsere Medien sind frei, es gibt ja auch kritische Stimmen!“, sagt Nikita zurückgelehnt in seinem Sessel. „Kennst du zum Beispiel den Sender Doschd?“. Ja, ich hatte von ihm gehört. Zu dem Zeitpunkt hatten ihn die drei größten Kabelnetzbetreiber allerdings schon wieder aus dem Programm genommen, sodass er nun nur noch über das Internet zu empfangen ist. Seine Hörerschaft und Recherchemittel hat das wohl kaum vergrößert.

Kein Wunder, dass die russische Bevölkerung ihr Militär feiert, wie zum Beispiel auf dem „Tag des Sieges“ über Nazi-Deutschland. Ich stehe in eine der hinteren Reihen gezwängt, während die Russen um mich herum die vorbeifahrenden Raketen bejubeln.

Doch ein Teil der Intelligenzija, der gebildeten Elite, ist durchaus kritisch gegenüber Putin eingestellt. In einem der Hörsäle der Universität sitze ich zusammen mit vier anderen Studenten in einem Kurs zu gesellschaftlichen Konflikten Russlands. In Hemd und Anzug blickt der Professor vor uns auf sein Ipad und referiert über russische Konfliktlösungsmechanismen, die auf keinen allgemeinen Regeln, sondern hauptsächlich auf Interpretation beruhen - einer der Gründe, warum Gerichte in Russland so mächtig sind. Am Ende der Stunde fragt einer der Studenten, wann sich das denn ändern würde. „Wenn ein anderer kommt, der sich gegen Putin durchsetzen kann“, sagt unser Professor schulterzuckend. **(fbr)**

Eine Videoumfrage unter Petersburger Studenten findet ihr online unter: **www.ruprecht.de**


Wahl zum Stadtrats-
vorsitzenden 2014
Wahre Genossen* wählen
die Einheitsliste Würzner!
*auch Sozialdemokraten